

1001



VON WEGEN GUTE FEE
KLARTEXT STATT MÄRCHEN

EDITORIAL

Liebe Leser*innen,

es war einmal. Oder?

In diesem Heft erzählen wir keine Märchen.

Wir reden mit Menschen, die an Märchen glauben. Etwa an das von der Überfremdung. Vor ihr fliehen Deutsche an den ungarischen Plattensee. Wir haben sie besucht.

Wir berichten wahre Geschichten. Zum Beispiel die vom Mann, der eines Tages ohne Puls aufwachte.

Wir decken Legenden auf, mit denen Fanatiker Kinder und Erwachsene in den Tod treiben.

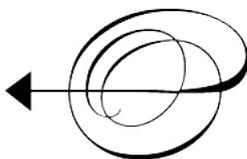
Wir suchen die wahre Liebe. Und finden ein Paar, dessen zauberhafte Geschichte im Italien der 50er Jahre begann.

Wir zeigen: Gut und Böse war gestern. Die Fee von heute hat ihren eigenen Style.

Wir meinen: Es ist.

Viel Spaß beim Lesen!
Die Redaktion

Zusätzliche Inhalte zu unseren Geschichten gibt es hinter diesem Symbol:



Impressum

1001 / Klartext Nr. 39

Das Magazin der 54A der Deutschen Journalistenschule München

Herausgeber

Deutsche Journalistenschule e.V.
Hultschiner Straße 8
81677 München
Tel.: +49 89 2355740
E-Mail: post@djs-online.de
djs-online.de

Chefredaktion (V.i.S.d.P.)

Jana Anzlinger, Lukas Schöne

Chefin vom Dienst

Michaela Schwinn

Chef vom Dienst (Online)

Christian Simon

Bildchef

Christoph Kürbel

Art Direction

Jesko zu Dohna, Ali Vahid Roodsari

Textchefinnen

Daniela Gaßmann, Cathrin Schmiegel

Ressortleiter

Johannes Drosdowski, Marlene Mengue, Julia Viegener

Dokumentation

Birte Bredow, Nadine Cibu

Redaktion

Jana Anzlinger, Birte Bredow, Nadine Cibu, Jesko zu Dohna, Johannes Drosdowski, Daniela Gaßmann, Sophie Krause, Christoph Kürbel, Marlene Mengue, Cathrin Schmiegel, Lukas Schöne, Michaela Schwinn, Christian Simon, Ali Vahid Roodsari, Julia Viegener

Beratung

Carolin Schuhler (Konzept), Elisabeth Wallner (Layout), Erol Gurian (Fotografie), Gökalp Babayigit (Online), Christian Bleher (Text)

Titelfoto

Erol Gurian

Anzeigen

Jennifer Kalisch, DJS Schulungs- und Service UG (haftungsbeschränkt)
Hultschiner Straße 8
81677 München
Tel.: +49 5221 1211597
E-Mail: anzeigen@klartext-magazin.de

Druck & Litho

Lanarepro GmbH Südtirol
Peter-Anich-Straße 14
I-39011 Lana (BZ)
Tel.: +39 0473 498500

Wir danken

Alexander Scharf, Steffen Kühne, Diana Buenger und dem Team der DJS



Bei der Recherche schickte uns ein Pyrosexueller dieses heiße Foto von sich.

INHALT



Unser Autor besuchte das Grab eines Helden ukrainischer Nationalisten auf dem Münchner Waldfriedhof.

6 **AUFBRECHEN**
Low rennt
Weitsprung und Sprinten mit Beinen aus Karbon

8 **Bohnglasidyll**
Deutsche fliehen vor Flüchtlingen nach Ungarn

14 **Welche Märchenfigur bist du?**
Ein Charaktertest für den Alltag

16 **ERKAUFEN**
Can't buy me love
Ein Flirtcoach will Beziehungen steuern

18 **Nocebo**
Scurrile Heilmittel im Faktencheck

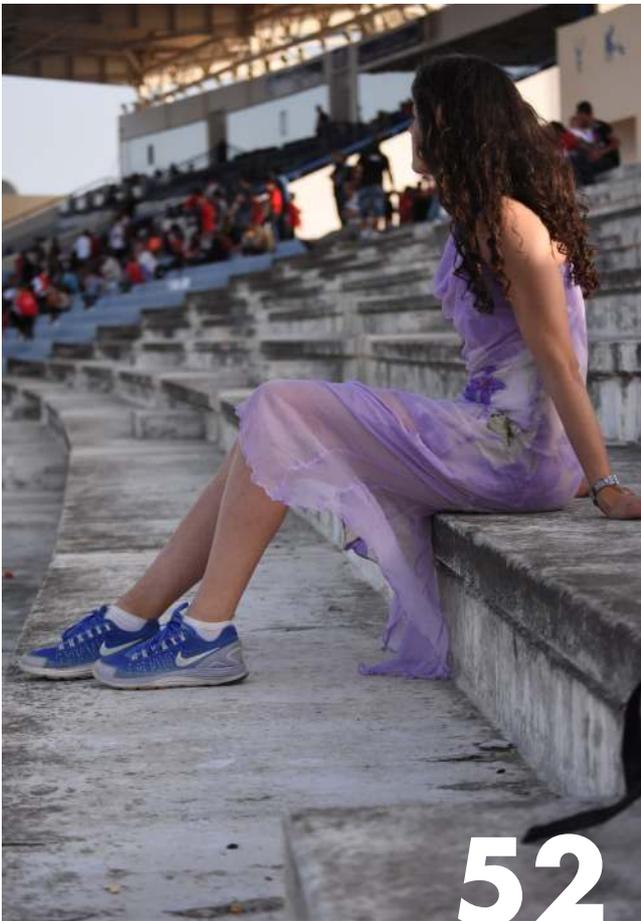
20 **Rapunzel im Kaufrausch**
Wie Gender Marketing den Konsum lenkt

24 **Once upon a style**
Modeblogger interpretieren Märchen neu

32 **SRZÄHLEN**
Wenn Bilder sprechen
Eine Chinesin zeichnet in Bayern Comics

34 **Mythen für die Schlacht**
Was Menschen in den Kampf treibt

38 **»Hmm... Knusperhäuschen!«**
Promis verraten ihre Märchenmomente



52

Beim Anziehen dieses Kleids schützte unsere Autorin die tunesische Sportlerin mit ihrem Presse-Shirt vor Blicken.



40

Für unser Foto kletterte Kontra K nach dem Interview über das Gelände im 23. Stock eines Berliner Hochhauses.

40 »Die Zeiten werden immer ekliger«
Der Rapper Kontra K im Gespräch

58 **Mach mich heiß**
Ein Pyrosexueller erzählt seine Geschichte

44 **Der Hagelbaron**
Ein Pilot kämpft gegen das Wetter

60 **Tischlein, deck dich**
Ein herbstliches Apfelmenü ganz ohne Gift

46 **Nach dem Sturm**
Wenn der Nachbar ein Vergewaltiger ist

64 **Liebe auf den ersten Block**
Eine italienisch-deutsche Romanze

50 **Wo steht's?**
Ein episches Helden-Rätsel

72 **Der Mann ohne Puls**
Zwei Pumpen ersetzen den Herzschlag

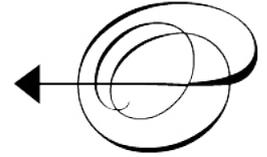
52 **Der Traum vom Gold**
Tunesierinnen im Spitzensport

74 **Das Super-Märchen**
Keine Zeit? Die Seite für Schummler

Im Zwergerwald in Taufkirchen inspirierte uns Pinocchio für unser Super-Märchen.







LOW RENNT

Ihre Siebenmeilenstiefel sind aus Karbon. Vanessa Low ist kein Däumling, sondern Athletin. Die Prothesen trugen sie bis nach Rio. Bei den Paralympics ist sie die einzige Weitspringerin, der beide Beine fehlen

TEXT: Birte Bredow

ILLUSTRATION / FOTO: Alexander Scharf / Roderick Aichinger

Vanessa Low kann nicht stillstehen. Sie trippelt auf der graublauen Anlaufbahn im italienischen Grosseto hin und her. Es ist nicht die Nervosität, bei der Europameisterschaft zu sein, die sie so unruhig erscheinen lässt. Anstelle von Beinen ragen aus ihren Shorts schwarze Schäfte, Kniegelenke aus Metall und gebogene Füße aus Karbon. Würde die Leichtathletin sich mit ihren Sportprothesen nicht bewegen, würde sie umfallen. Low läuft an, kraftvoll schwingt sie ihre Arme, beschleunigt. Die Spikes ihres rechten Karbonfußes treffen den Absprungbalken. Dann hebt sie ab. Bei 4,71 Metern landet sie im Sand. Acht Zentimeter hinter ihrem eigenen Weltrekord aus dem Jahr 2015. Für Gold reicht es trotzdem.

Zehn Jahre ist der Unfall her, bei dem Low ihre Beine verlor. Ob sie damals, mit 15 Jahren, vor die Regionalbahn geschubst wurde oder ob sie von selbst fiel, weiß sie nicht. Sie lag im Koma und musste operiert werden. Mühsam lernte sie, mit ihren künstlichen Beinen zu gehen.

André Thonagel war vier Jahre lang der Prothesentechniker von Low. Optimistisch, fröhlich und sehr ehrgeizig, so beschreibt er seine ehemalige Kundin. „Es war von Anfang an klar“, sagt er, „dass sie laufen will und wird“. Menschen mit einer ähnlichen Behinderung sitzen oft im Rollstuhl. Low konnte zweieinhalb Jahre nach dem Unfall eigenständig mit ihren Alltagsprothesen gehen. Heute zieht sie sie morgens an und legt sie erst wieder ab, wenn sie abends ins Bett geht. Sie sind für die 26-Jährige mehr als ein Hilfsmittel: „Sie sind ein Teil von mir, sie sind meine Lebensqualität und meine Mobilität.“ Low fährt Auto mit den Prothesen, trägt sie beim Krafttraining und lackiert die Nägel ihrer künstlichen Füße.

Der Sport hat ihr geholfen, den Unfall zu verkraften, ist sich Low sicher. Schon im Krankenhaus beschloss sie: Er sollte ein wichtiger Teil ihres Lebens bleiben. Vorher hatte sie Handball gespielt und war Snowboard gefahren. Nun konzentrierte sie sich mit ihren Prothesen auf Weitsprung und 100-Meter-Lauf. Die Paralympics wurden ihr großes Ziel. Ob Bangalore, Doha oder Swansea – sie kämpft auf der ganzen Welt um Titel und Rekorde. Als einzige Frau an der Weltspitze, die beidseitig Oberschenkelamputiert ist, tritt sie meist gegen Athletinnen an, die eine Prothese und ein gesundes Bein haben. Nachdem sie bei den Paralympics in London 2012 keine Medaille gewann, wollte sie den Leistungssport bereits aufgeben. Doch sie entschied sich für einen Neubeginn und zog in die USA.

„Eigentlich hatte ich schon nach drei Tagen keine Lust mehr“, sagt Low über die erste Zeit in Oklahoma City. Heimweh, Muskelkater, die fremde Sprache und die kompromisslosen Methoden ihres neuen Trainers Roderick Green brachten sie an ihre Grenzen. Low und Green schrien sich an. Aber sie hatte sich vorgenommen, mindestens ein Jahr durchzuhalten und wurde belohnt. Sie erreichte persönliche Bestleistungen und begeisterte sich neu für ihren Sport.

Wer wie Low bei den Paralympics in Rio erfolgreich sein will, muss viel in das Training investieren, denn der Behindertensport hat sich in der letzten Zeit professionalisiert. Parallel studiert Low Digitale Medien. Ein ganz normales Leben, wie sie sagt: „Mit der guten Technik, den Prothesen, die es heute gibt, ist meine Behinderung überhaupt kein Weltuntergang.“ ■

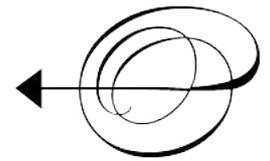


BOHNENGLAS- IDYLL

Am ungarischen Plattensee suchen sie ihr Paradies:
Deutsche, die vor Flüchtlingen fliehen.
Ein Makler in Kurzarmhemd ist ihre gute Fee

TEXT & FOTOS: **Daniela Gaßmann & Cathrin Schmiegel**





*Kaffee und
Zigaretten: Makler
Ottmar Heide
beim Frühstück,
vor ihm das
Bohngenglas.*

Die Flüchtlinge sind Ottmar Heides letzter Trumpf. Im Schatten des Nussbaums fischt er eine Zigarettenschachtel aus seiner Brusttasche. Wie immer trägt der Makler Kurzarmhemd, heute in Weiß. Hinter ihm liegen Weinfeld, vor ihm stehen die Kunden: ein Ehepaar aus Deutschland. Die beiden blicken sich skeptisch um. Von dem Haus, das sie sich angesehen haben, bröckelt der Putz. Das Grundstück riecht nach nassem Holz. Ottmar Heide steckt seine Zigarette an, nimmt den ersten tiefen Zug. In Ungarn, beginnt er, gebe es nur ein paar Türken, wenige Russen. Keine Flüchtlinge. „Nur in Budapest ein paar“, schiebt er hinterher. „Alles Christen.“ Seiner Kundin entfährt ein Lachen, röchelnd und erlöst. Ihr Mann nickt. Es ist der Moment, der Ottmar Heide mit dem Ehepaar vereint.

Der Zaun an der ungarischen Grenze hält Flüchtlinge fern. Auswanderer zieht er an. Ihr Paradies suchen sie in Orten mit Namen, die die wenigsten von ihnen aussprechen können: Czerszegtomaj heißen sie, Somogyfajsz und Somogyzentpál. Sie alle liegen am westungarischen Plattensee, dem Balaton. Das Wasser kann man von ihnen aus nicht mehr sehen, dafür sind die Häuser lächerlich güns-

tig. Immer mehr Deutsche kaufen sie aus Angst vor Überfremdung.

Ottmar Heide – 61 Jahre alt, Goldkettchen auf der grau behaarten Brust – ist so etwas wie ihre gute Fee. Immobilien vermittelt er schon ab 10 000 Euro. Gute Ratschläge und eine Einweisung in die deutsche Gemeinde bekommen seine Kunden gratis dazu.

„Was da für Zeuch rüber kommt“ Petra Görtz, Kundin

Ottmar Heide und seine Frau Claudia zogen vor 13 Jahren von Worms nach Ungarn. Ihr Zuhause liegt eine halbe Autostunde südlich vom Plattensee, wo es, anders als auf der Nordseite, kaum Hügel gibt. Dafür Thermalbäder und Massagestudios, von denen Claudia Heide jeden Mittwoch eines besucht. In dieser Gegend hat das Ehepaar eine Immobilienfirma aufgebaut. Neuerdings kurbelt Angela Merkel das kleine Geschäft an. In diesem Jahr haben die Heides von Januar bis Juni 20 Eigenheime verkauft, so viele wie früher in zwölf Monaten.

„Was da jetzt für Zeuch rüber kommt“, sagt Ottmar Heides Kundin in der Gartenidylle. Petra Görtz, 55 Jahre, presst die Beine zusammen wie

eine Soldatin. In ihren rosa Sandalen leuchten die Fußnägel dunkelrot. Mit „Zeuch“ meint sie Flüchtlinge, mit „rüber“ Deutschland. Genauer: ihre Heimatstadt Düsseldorf, die sie und ihr Ehemann Friedhelm satt haben. „Der Orbán“, sagt Ottmar Heide, den linken Daumen im Hosensack, „der hat sein Volk befragt, was es von Flüchtlingen hält. 86 oder 89 Prozent: Nein.“ Petra Görtz, gepresst: „Wir möchten das auch nicht!“ Mit ihrer Sonnenbrille kämmt sie sich den Pony zurück. Ihren Zopf trägt sie zweifarbig: blondes Deckhaar, darunter schwarz.

Im nächsten Haus, zwei Ortschaften entfernt, läuft es so gut, dass Ottmar Heide grunzt vor Lachen. Das Huhn im Garten und der freistehende Metallofen gefallen Friedhelm Görtz. Über die herausgebrochenen Sockelleisten, das stumpfe Laminat und die Größe des Hauses sieht er hinweg. Wenn Heide den Preis herunterhandeln kann, wird das Ehepaar zuschlagen. „Bei Ihnen“, sagt Ottmar Heide, „bringe ich das durch.“ Friedhelm Görtz breitet die Arme aus, als wolle er seine neue Welt begrüßen. Der Anker auf dem Unterarm in Moosgrün und Rot ist verblasst. Ein Relikt aus seiner Jugend. Zur Rente in vier Jahren will Friedhelm Görtz mit sei-

Das Ehepaar Görtz
(rechts) will die
„Misere Deutschland“
am Balaton
vergessen.



Andreas Bielmeier
(unten) ist nur wegen
der Ruhe da.



ner Frau in das einstöckige Haus einziehen. Um am Balaton „die Misere Deutschland“ zu vergessen.

Abseits von der Partymeile in Siófok und touristischen Strandpromenaden leben etwa 2000 Deutsche am größten See in Mitteleuropa. Es gebe Auswanderer, die Veränderung eigentlich gar nicht mögen, sagt Zoltán Kiszelly, Politologe in Budapest. „Sie wollen Wälder, Hügel und Seen.“ Am Balaton bekommen sie all das, und stoßen nicht einmal auf kulturelle Unterschiede. Die meisten Einheimischen haben in der Schule Deutsch gelernt, in jedem größeren Ort gibt es Lidl oder Aldi. Dinge wie diese machen Ungarn für manche zur Märchenwelt.

Einen viertel Tank braucht Ottmar Heide für eine Rundfahrt durch das Paradies. Sein schwarzer Volvo holpert über Straßen, die an den Seiten ausfransen; im Auto riecht es nach Hund. Vorbei ziehen Mischwälder, Weizenhalme und Kürbisplantagen. Unterbrochen wird die Landschaft nur von Ortschaften mit Einfamilienhäusern und Heiligenfiguren. Heide zeigt auf ein Haus – verputzter Schornstein, gusseiserner Gartenzaun. „Hier wohnt ein Deutscher“, prahlt er. „Habe ich ihm verkauft.“ ▶

So geht es alle 200 Meter. Dazwischen tun sich Abgründe auf: nackte Backsteine, eingeschlagene Fenster, wuchernder Rasen. Die Gegend um den Balaton hat die unterschiedlichsten Gesichter. Das Wasser blitzt nur selten in der Ferne auf. Vier, vielleicht fünf Sekunden lang ist ein schmaler Streifen See zu sehen, kaum erkennbar zwischen blauem Himmel und kilometerweiten Grünflächen. Dann beginnen die nächsten Dörfer, an deren Zäunen Pappschilder hängen. „Eladó!“ steht darauf: „Zu verkaufen!“

„Früher gab es Caféschen und Kneipchen. Heute: Dönerladen, Dönerladen, Dönerladen“

Ottmar Heide, Makler

Die leerstehenden Häuser ziehen Menschen an, die in ihrer Heimat unzufrieden sind. „Wenn sie Deutschland sowieso verlassen möchten, entscheiden sie sich bewusst für Ungarn“, sagt der Politologe Kiszelly. „Solange Victor Orbán Regierungschef ist, haben sie die Garantie, dass keine Flüchtlinge kommen.“ 3000 sind derzeit im Land, schätzt er, die meisten davon nur vorübergehend. Entweder wollen sie nicht bleiben oder Victor Orbán will sie nicht haben. Die Mehrheit der Ungarn steht hinter der Linie des Ministerpräsidenten.

Bei der ungarischen Parlamentswahl hat Ottmar Heide keine Stimme. Doch wenn er von Orbán spricht, entfleucht ihm stets ein hessisch eingefärbtes „Subba“. Begleitet wird es von seinem sehr speziellen Lächeln. Wiswend, siegessicher, ein wenig kokett: Heides Vertreterlächeln. Es funktioniert auch im kurzärmeligen Druckknopfhemd. Eine Krawatte trägt der Makler nur bei Häusern im Wert von mindestens 100 000 Euro. Oder wenn ihn das Fernsehen besucht. Im Mai filmte der Bayerische Rundfunk Ottmar Heide im Nadelstreifen-Jackett bei einer Hausübergabe. Danach meldeten sich ungarische Sender und die Demokrata. Das rechtsradikale Blatt ist die drittgrößte Wochenzeitung des Landes. Seitdem steht Heides Arbeitshandy nicht mehr still. In Gesprächen kommt er nach ungefähr neun Minuten auf die gefühl-

te Überfremdung zu sprechen. „Ich mein, ich wollte eigentlich nicht so gern darüber reden“, sagt Heide dann von selbst. „Aber in der Altstadt von Worms: Vor 30 Jahren waren da kleine Caféschen und Kneipchen, überall Stühle draußen. Heute: Dönerladen, Dönerladen, Dönerladen.“

Doch nicht jeder Deutsche am Balaton sucht einen Zufluchtsort vor der Flüchtlingspolitik der Bundeskanzlerin. Für manche ist es eine Geldfrage. Der Euro ist in Ungarn viel mehr wert, Grundstücke und Lebensmittel sind billiger. Ein Kilo Brot kostet umgerechnet etwa 50 Cent. „In Ungarn lebt man wie in Deutschland vor 20 oder 30 Jahren“, sagt Zoltán Kiszelly.

Andreas Bielmeier ist 37 Jahre alt – und damit sehr jung für einen Auswanderer am Balaton. Wäre er nicht gegangen, er würde noch immer in einem Apartment leben, 800 Euro kalt bezahlen – für ein Zimmer, 30 Quadratmeter, und die Lage am Münchner Marienplatz. Als Freiberufler würde er zwölf Stunden am Tag arbeiten, keine Zeit und keinen Platz haben für ein Haustier.

„Ich habe mich bedroht gefühlt“

Claudia Heide, Maklerin

Doch Bielmeier hat sich ein anderes Leben ausgesucht. In einem ungarischen Straßendorf teilt er sich die Ruhe mit seinem Weimaraner: einem schlanken, graubraunen Hund. Nicht weit vom Ufer des Plattensees liegt ihr 10 000 Quadratmeter großer Rückzugsort. Mit Hängematte, gemähtem Rasen und, seit neuestem, einem Pool. Bielmeiers Eltern haben ihm Haus und Grundstück geschenkt. „Sie sind nicht sehr begeistert von meinem Einsiedlerdasein in diesem Alter“, sagt Bielmeier. „Aber das Leben ist zu kurz.“ Alles an ihm strahlt: sein Zahnpastalächeln, seine braungebrannte Haut, der Glitzerstein im Ohr. Noch kommt er gut zurecht mit der gelegentlichen Arbeit auf dem benachbarten Weingut und seinem Ersparten.

Das Geld der Deutschen ist in Ungarn willkommen. Sie kaufen Immobilien,

sitzen in Cafés und Restaurants, gehen auf die Märkte in Seenähe. „Es gibt keine Probleme“, sagt Kiszelly. „Die Leute bekommen überall Hilfe, finden manchmal Freunde. Man passt auf das Haus auf, mäht den Rasen.“ Die Einheimischen haben die unterschiedlichsten Eindrücke. Die Deutschen seien höflich und zuverlässig, sagen die einen. Die anderen: Sie seien arrogant und gäben kaum Trinkgeld.

„Und plötzlich kracht’s“

Andrea Haupt, Auswanderin

In Somogyfajsz teilen sich 11 Deutsche und 39 ungarische Familien eine Straße. Wer dort über eine kleine Betonbrücke und durch das Gatter in der Mauer fährt, gelangt in das Heidesche Reich: gemähter Rasen, Teich, holzverkleidetes Haus mit Ziegelsteindach. Auf der Veranda frühstückt das Ehepaar täglich. Für Ottmar Heide Blutdrucktabletten, für beide Kaffee und Zigaretten. In einem Bohnenglas schwimmen Kippenstummel. Normalerweise raucht er zwei Schachteln am Tag. Zurzeit sind es mehr. Auf dem Kalender im Büro gibt es keinen unbeschriebenen Tag, nicht einmal am Wochenende. Die Termine organisiert Claudia Heide, 54 Jahre, blasse Haut, ungeschminkt. Von ihrem Mann wird sie „ma Fra“ oder „Chefin“ genannt. Durch die Wohnzimmerfenster der Heides fällt wenig Licht. Fast alle Bilder zeigen die Berner Sennenhunde der Heides und nicht die Kinder aus ihren ersten Ehen. Claudia Heide besucht ihren Sohn alle zwei Jahre in Köln. „Auf dem Weg zum Dom bin ich angemacht worden“, sagt sie. „So ein... na so ein Asylant hat mich dumm angesprochen. Da hab’ ich mich schon bedroht gefühlt.“ Ottmar Heide kommt überhaupt nicht mehr nach Deutschland. Heute sei alles noch schlimmer als damals, habe er gehört.

Nördlich vom Balaton, wo die Landschaft hügeliger ist als in Somogyfajsz, wohnen Rainer und Andrea Haupt. Auf ihrem Grundstück gibt es ein Haus mit Reetdach, drei Hunde, dreizehn Hühner, zwei Schweine. Was es nicht gibt, ist Stress. Ganz anders als in ihrem alten Leben im mit-



*Guter Ausblick:
Ottmar Heide
ist sich sicher,
dass noch viele
Deutsche an den
Balaton ziehen
werden.*

telfränkischen Diespeck, wo Rainer Haupt, 55, in der Automobilindustrie arbeitete und sie als Kassiererin. Bald wollen sie sich selbstständig machen, sich ihre Zeit frei einteilen.

„Ich bin Deutscher durch und durch. In Ungarn kommen keine Muslime rein. Sonst würde ich nicht flüchten“

Friedhelm Görtz, Kunde

In Ungarn trägt die 38-jährige Andrea Haupt pinke Crocs und ein enges Tanktop, ihre Innenarme sind von den Hühnern zerkratzt. Sie und ihr Mann nennen einander „Schatz“, auch wenn sie sich uneinig sind. Eigentlich wollen die beiden miteinander nicht über Flüchtlinge sprechen. In der offenen Glastür ihres Gartenhäuschens beginnt Andrea Haupt doch damit: „Wir nehmen alles, was kommt, hurra die Waldfee. Und als nächstes kracht’s in Deutschland.“ „Wer sind wir denn?“, widerspricht Rainer Haupt. „In Ungarn sind wir die Ausländer.“ Er sitzt am Tisch, den rechten Fuß aufs linke Knie gelegt, Sportsocken in Sandalen. Wenn es nach ihm geht, soll auf der ganzen Welt jeder dort hingehen können, wo er hin möchte. „Seh’ ich genauso“, sagt

Andrea Haupt. „Aber ich muss mich auch benehmen, und nicht dem Staat auf der Tasche liegen.“ Am Ende der Diskussion wird sie noch immer stehen, aber versöhnlich werden: „Ich hab’ Recht. Und du hast dein Recht.“

In Marcali, zwischen Plattenbauten und deutschen Supermärkten, liegt an einer befahrenen Straße der beliebteste Platz für viele Deutsche: das Café Mester mit Slush-Maschine und knallgrünen Torten. Fast jeder hier kennt Ottmar Heide: ein Fensterbauer, der im Vorbeifahren hupt, ein Bekannter, dem Heide ein „Servus, Großer“ zuruft, und die Kellnerin, die ungefragt die deutsche Karte bringt. Sie weiß, dass Ottmar Heide lieber Deutsch als Ungarisch spricht. Er beherrscht die Wörter, aber nicht die Grammatik. Auf den Raucherstisch haben Ottmar Heide und Familie Görtz zehn Minuten gewartet. Sie wollen die Details klären. Für Heide ist der Deal längst abgeschlossen. Petra Görtz, die in Deutschland bei einer Reinigungsfirma arbeitet und Schwielen an den Händen hat, bietet er gleich einen Job an. Sie könne Ferienhäuser putzen, sagt er. „Wir renovieren die Dinger.“ Wieder sein Vertreterlächeln. Wieder knautscht sich

die Haut um seine Augen zusammen. Dann bestellt er eine neue Runde.

Friedhelm Görtz sitzt breitbeinig. Um gegen den Motorenlärm anzukommen, muss er laut sprechen. „Mein Gott“, sagt er. „Ich bin nicht rassistisch.“ Heide: „Ich auch nicht.“ Görtz: „Wirklich nicht.“ Das Ehepaar Görtz glaubt nicht an Gott. Doch wenn es um die Religion anderer geht, verwenden beide seinen Namen ständig. An diesem Nachmittag zwölf Mal. Den Islam nennt Friedhelm Görtz „einziges Problem“. Zank und Streit seien da vorprogrammiert. „Man muss nur die Nachrichten sehen“, sagt er. „Wie gesagt, ich bin nicht rassistisch.“ Ob er sich in Deutschland trotzdem noch zuhause fühlt? „Ich bin Deutscher durch und durch. Hier kommen keine Muslime rein. Sonst würde ich von meinem Zuhause nicht flüchten.“

Petra Görtz lässt die Griffe ihrer Kunstlederhandtasche nicht einmal jetzt los. Mit durchgestrecktem Rücken erzählt sie, wie unwohl sie sich in ihrer Heimat fühlt: „Ich will kein Kopftuch. Und ich will nicht fünf Meter hinter meinem Mann mit Tüten herrennen.“ Ottmar Heide zückt seinen Daumen: „Subba.“ ■

WELCHE MÄRCHENFIGUR BIST DU?

IDEE & UMSETZUNG: Christian Simon

Das Shampoo mit „exotischem“ Duft.

Ich stehe sofort auf.

Ich werfe den Wecker an die Wand.

Du gehst unter die Dusche. Da du im Bad schlecht Ordnung hältst, warten dort drei angebrochene Shampooflaschen auf dich. Welches benutzt du?

Das Anti-Hangover-Shampoo.

Das Milch&Honig-Shampoo.

Ich fahre schlecht gelaunt ins Büro.

Der Wecker zerschellt mit einem lauten Krach an der Wand. Das hat gutgetan, aber wach bist du jetzt leider trotzdem. Wie geht es weiter?

So startet man mit voller Energie in den Tag. Leider bist du zu spät.

Auf der Arbeit angekommen bist du fit wie ein Turnschuh, ein echter Sonnenschein. Die Kollegen mögen keine gutgelaunten Streber. Es gibt böse Blicke und Getuschel. Wie reagierst du?

Du kommst im Büro an. Deine Arbeit, die Kollegen – alles nervt dich. Dann taucht der Chef mit einem neuen Projekt auf – das bedeutet Überstunden! Wie reagierst du?

Auweia!

Ich raste aus.

Ich ignoriere sie.

Ich stauche sie richtig zusammen.

Du arbeitest bis zum Feierabend brav weiter. Ein bisschen Freizeit hast du dir verdient! Es zieht dich in die Altstadt. Wohin gehst du?

Ich reiße mich noch einmal zusammen.

Das lässt sich dein Chef nicht gefallen. Er schmeißt dich raus. Und morgen früh sollst du gar nicht erst wiederkommen. Frustriert machst du dich auf den Weg, um ein wenig Dampf abzulassen. Wohin gehst du?

Stammkneipe.

In meine Stammkneipe.

Das entscheide ich spontan.

Wie immer trinkst du ein paar Bier am Tresen. Irgendwann macht dein Sitznachbar einen Witz auf deine Kosten. Er klopf dir auf die Schulter und bietet dir zum Trost einen Tequila an. Nimmst du ihn?

Ich lasse mich in einer üblen Absteige vollaufen.

Du lässt dich durch die Stadt treiben. Hier fliegt dir alles zu, du triffst nette Menschen und trinkst bunte Getränke. Manchmal läuft's einfach!

Ja, logo!

Niemals! Ich suche Streit.

Ich kämpfe wie ein Held!

Es kommt, wie es kommen muss: Schlägerei! Dein Gegner ist groß, aber sicher nicht unbesiegt. Wie gut bist du als Kämpfer?

Ich bin ein schlechter Kämpfer.

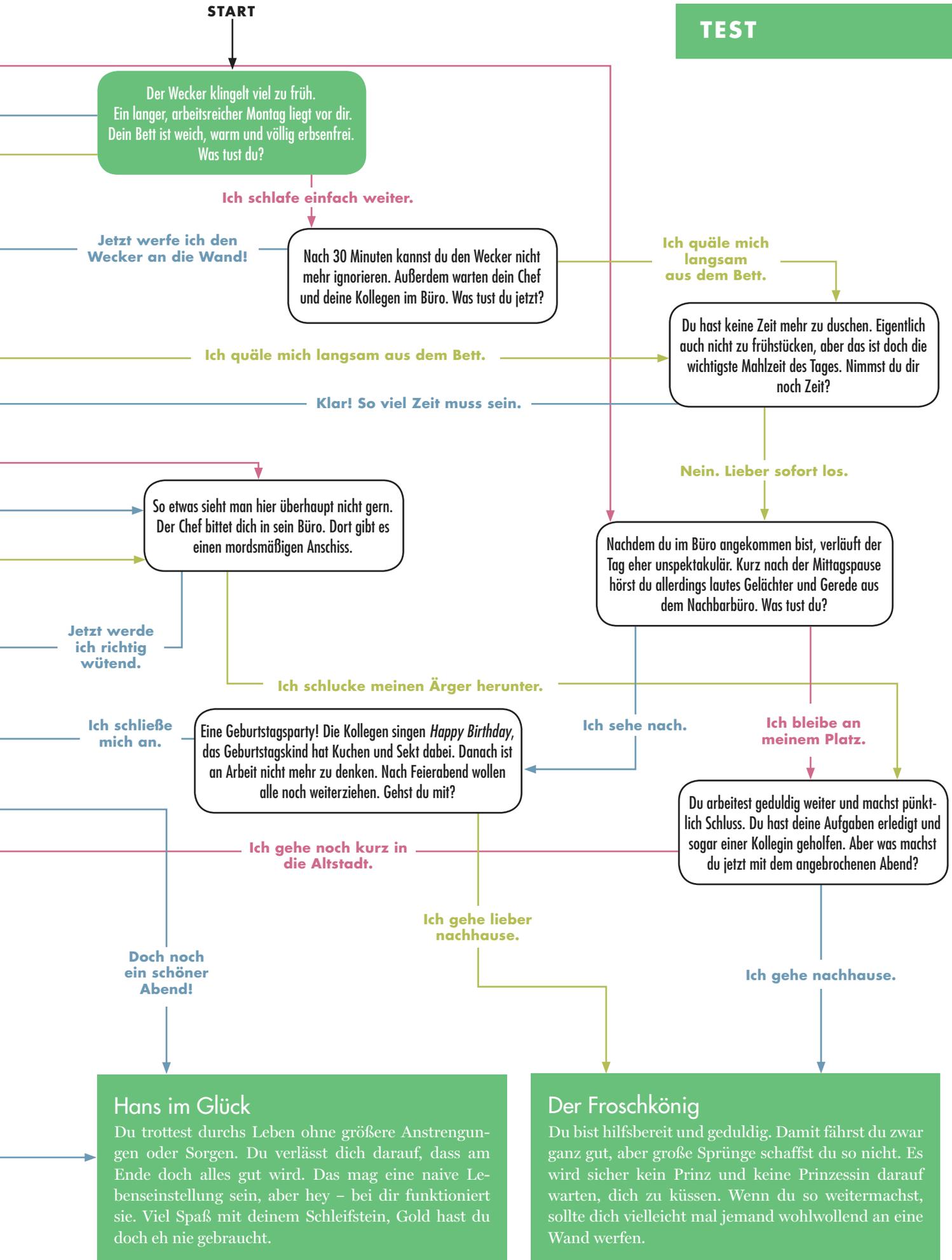
Aschenputtel

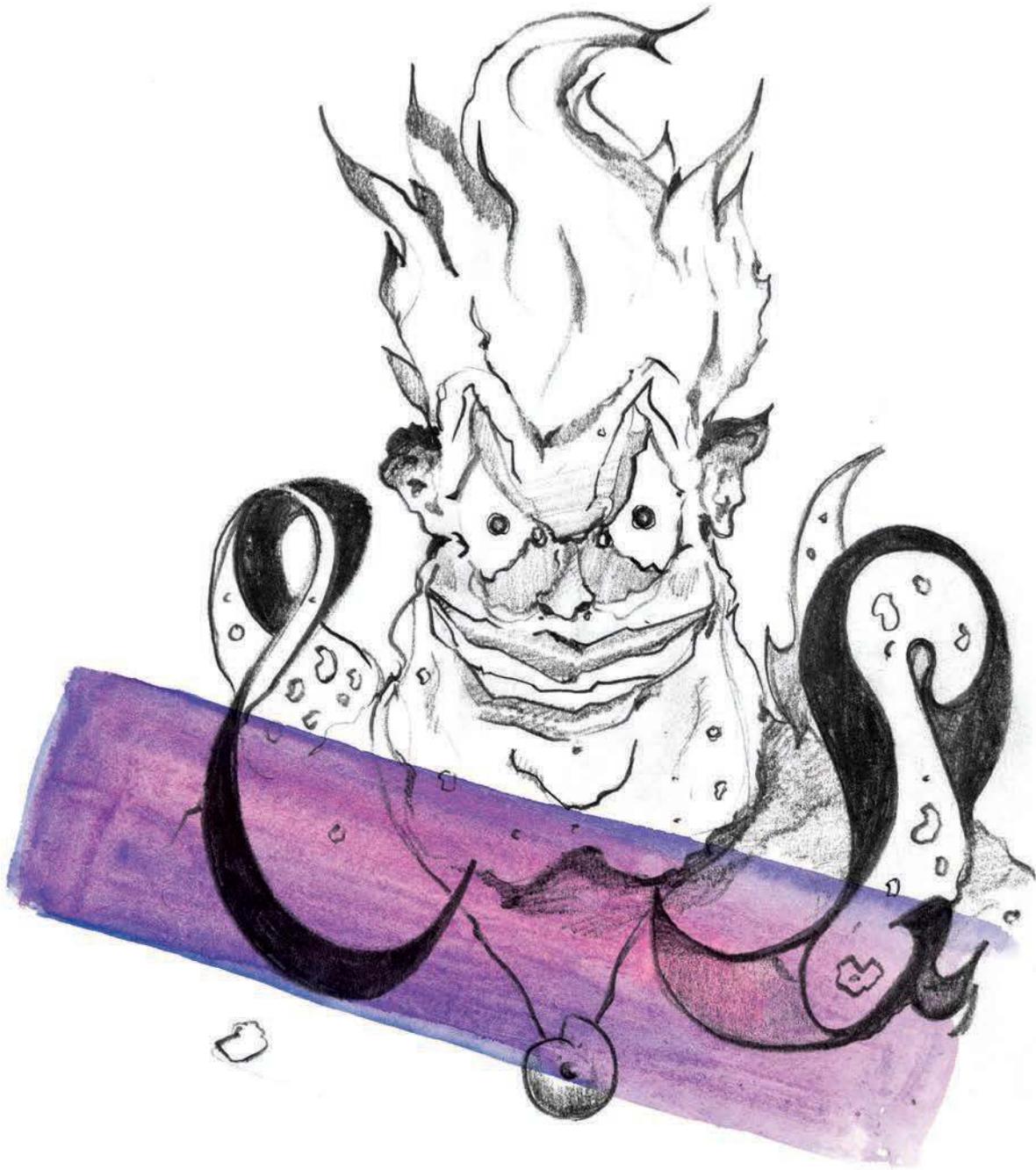
Du bist fleißig und herzlich. Auch wenn das nicht bei allen ankommt, gehst du deinen Weg: die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen. Abends kannst du aber auch mal die Sau rauslassen – ob Ball oder Stammkneipe ist eigentlich egal. Pass nur auf, keinen Schuh zu verlieren.

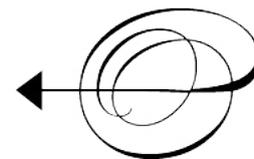
Rumpelstilzchen

Du bist voller Wut, fühlst dich schnell angegriffen und handelst entsprechend. Dein Jähzorn bringt dich in unangenehme Situationen, in denen du gerne holterst und polterst. Aber Vorsicht: Die Bösen haben noch in jedem Märchen verloren und Stroh zu Gold spinnen kannst du vermutlich auch nicht.

TEST







CAN'T BUY ME LOVE

Die Hexe Ursula hilft der kleinen Meerjungfrau in der Liebe – und verlangt dafür einen hohen Preis. Auch in der echten Welt lassen sich Liebeshelfer ihre Dienste gut bezahlen

TEXT: Christian Simon

ILLUSTRATION / FOTO: Alexander Scharf / Christian Simon

Wer Pech in der Liebe hat, braucht keine Liebeszauber. Wer Pech in der Liebe hat, braucht etwas Geld und die Hilfe von Metin Sen. Er ist Flirtcoach und sein Basisprogramm ab 690 Euro zu haben. Die Erfolgsquote, mit der er normale Typen in Frauenschwärme verwandelt, beziffert er selbst auf 98 bis 99 Prozent.

Es ist nachvollziehbar, warum viele Männer etwas von ihm lernen wollen. Metin Sen sieht aus wie ein normaler Typ: Boxerschnitt, große Uhr, trainierter Bizeps. Doch wenn er sich bewegt und wenn er spricht, strotzt Sen vor Selbstbewusstsein. Seit mehr als zehn Jahren verdient er sein Geld als Verführungskünstler. Vor 20 Jahren hat Metin Sen mal etwas ganz anderes gelernt. Irgendwann fing er aber an, Wirtschaftscoachings zu geben – Auftreten für Manager, Gesprächsstrategien für Vertreter. Eine Ausbildung zum Flirtcoach gibt es nicht. Sein Wissen über Psychologie und Gesprächsführung hat er aus Büchern, Videos oder dem Internet. Heute arbeitet er hauptberuflich im Flirt- und Motivationscenter Augsburg, das er selbst gegründet hat.

„Am Anfang war ich überrascht, was für Leute mich teilweise aufgesucht haben“, sagt Sen. Gewöhnliche Leute, teilweise gut aussehend. Nicht das Klischee vom verzweifelten Loser oder pickeligen Abiturienten. Das Geld für ein Coaching muss man schließlich erst einmal mitbringen. Das Premium-Angebot kostet knapp 1000 Euro. Alle, die kommen, teilen dieselbe Hoffnung: endlich mehr Erfolg bei den Frauen. Endlich die bekommen, die man haben will.

Abgrenzen will sich Sen von den berüchtigten Pick-up-Artists, die mit den immer gleichen Sprüchen nur an schnellen Sex kommen wollen. „Die nehmen sich selbst und

ihre Ziele viel zu ernst“, sagt er. Von Esoterikern, die mit Kartenlesen und Handauflegen echte Magie versprechen – manchmal für mehrere tausend Euro –, hält er auch nichts.

„Man muss meine Preise auch relativ sehen“, sagt Sen. Bei ihm geht es seriös zu. Bei seinen Coachings fängt er auch schon einmal mit Darwin an – ohne Biologie studiert zu haben. Es gebe Hardware und Software im Gehirn, die eine evolutionär bedingt, die andere sozial konstruiert. Erstere Sorge nun einmal dafür, dass Frauen stets den besten Versorger suchen würden. Ein Mann müsse seine Angebotete also jeden Tag aufs Neue von seinem überlegenen Status überzeugen. Umgekehrt sei Männern der Status einer Frau völlig egal. Seine Kunden berät er deshalb vor allem dabei, zu „besseren Männern“ zu werden. Stilberatung ist im Preis inbegriffen.

„Manche Menschen verlassen sich viel zu sehr auf ihr Äußeres“, sagt Sen trotzdem. Um interessant zu sein, müsse der Mann vor der Frau immer „alpha“ bleiben, ihr also nie zu 100 Prozent gehören. Und das sei etwas, das jeder lernen könne.

Auch andere Dienstleistungen bietet Metin Sen an, etwa das Ex-zurück-Telefoncoaching. Die Elemente der Verführungskunst sollen hier helfen, einen Expartner zurückzugewinnen. Ein ehemaliger Kunde, der anonym bleiben will, erzählt, wie er 75 Euro die Stunde für die Telefongespräche ausgab – insgesamt knapp 700 Euro. Ohne Erfolg. „Erfolgsgarantien sind blöde Werbeversprechen“, sagt Metin Sen. Er könne schließlich nicht hexen.

NOCEBO

Missglückter Zauber: Was Quacksalber verkaufen, ist nicht nur skurril, sondern kann sogar schädlich sein. Ein Keine-Hilfe-Koffer

TEXT: Birte Bredow & Ali Vahid Roodsari

FOTO: Erol Gurian

Schlangengift gegen MS

Multiple Sklerose (MS) ist eine Autoimmunkrankheit, die das zentrale Nervensystem angreift. Als alternative Methode spritzen manche Heilpraktiker ihren Patienten Schlangengift. Dessen Enzyme sollen sich positiv auf den menschlichen Organismus auswirken. Die deutsche MS-Gesellschaft stuft die Therapieform jedoch als „gefährlich“ ein: Das Gift kann bei Patienten schwere allergische Reaktionen und Kreislaufversagen auslösen.

Aprikosenkerne gegen Krebs

Bittere Aprikosenkerne sollen Krebszellen mit dem Vitamin B17 zerstören. Susanne Weg-Remers, Leiterin des Krebsinformationsdienstes, rät davon ab: Bei Vitamin B17 handelt es sich um Amygdalin, das kann zu Vergiftungen führen.

Koffein gegen Haarausfall

Haarausfall ist ein Problem vieler Männer. Aber auch Frauen leiden darunter. Mittel aus der Apotheke sind teuer. Koffein-Shampoos sind günstiger und in der Drogerie erhältlich. So wie Kaffee den Kreislauf belebt, soll Koffein den Haarwuchs fördern. Die Wirksamkeit sei aber fragwürdig, sagt Dermatologe Albrecht zu Dohna.





Urin als Allrounder

Wahre Wunder wirken soll eine Eigenurintherapie. Viele Menschen glauben, sie stärke das Abwehrsystem und versorge den Körper mit Mineralien. Die meisten Ärzte raten davon ab. Urin ist ein Abfallprodukt, alles Wichtige wird bereits im Stoffwechselprozess verarbeitet. Im Urin könnten sich sogar Rückstände von Medikamenten befinden, die die Gesundheit schädigen.

Nashorn gegen Impotenz

Potenzprobleme können sowohl körperliche als auch psychische Ursachen haben. Am häufigsten wird eine medikamentöse Therapie angewandt, für die in Deutschland zum Beispiel der Wirkstoff Sildenafil zugelassen ist. Mittel aus dem Horn des Nashorns werden illegal verkauft. Urologe Wolfgang Bühmann klassifiziert das Pulver als nutzlos. Zudem sind die Tiere vom Aussterben bedroht.

Teebaumöl gegen Fußpilz

Bei Fußpilz verschreiben Ärzte Antimykotika, chemische Antipilzmittel. Manche Webseiten empfehlen Teebaumöl. Dermatologe Albrecht zu Dohna rät ab: „Das war vor Jahren in Mode“, sagt er. „Aber Teebaumöl verursacht schnell Kontaktallergien.“

RAPUNZEL IM KAUFRAUSCH

Softgetränke, Akkuschauber und Gartenhandschuhe:
Unternehmen vermarkten jedes beliebige Produkt gezielt für Männer oder Frauen.
Die Strategie ist umstritten, aber erfolgreich

TEXT: Sophie Krause

FOTOS: Sophie Krause & Christoph Kürbel



Es war einmal ein junger Mann. Dessen schwangeres Weib hatte die außergewöhnlichsten Wünsche. Im Bette liegend verlangte es täglich ein neues Gericht von ihm: Pistazieneis mit Erdnussbutter, Senfeier mit Magerquark, saure Gurken mit Sahnetorte. Der junge Mann hatte große Mühe, diese Wünsche zu erfüllen. Eines Tages verlangte das Weib Rapunzeln. So viele wie möglich. Da es Sonntag war, hatte jeder Laden

geschlossen, und der junge Mann ein Problem. Denn die einzigen Rapunzeln weit und breit wuchsen im Garten der Nachbarin, einer stadtbekanntem Zauberin. Also fasste der junge Mann einen Entschluss, schlich auf ihr Grundstück und erntete das frische Grün vom Beet. Die Zauberin ertappte ihn auf frischer Tat. Er schilderte ihr sein eheliches Schicksal und die beiden schlossen einen Pakt: Er kann so viele Rapunzeln mitneh-

men, wie er will, und die Zauberin erhält dafür sein ungeborenes Kind. Da es dem jungen Mann ohnehin vor Unterhaltsforderungen im Falle der Scheidung bangte, willigte er ein. Gleich nach der Geburt holte sich die Zauberin das Kind, gab ihm den Namen Rapunzel und sperrte es in ihren Turm, wo es fortan mit seinem langen güldenen Haar Werbung für Shampoo und Extensions machte.

Was Rapunzels Eltern lernen mussten, ist immer noch aktuell: Konsument hat ihren Preis. Doch heute muss niemand mehr in Nachbars Garten steigen. Alles kann man kaufen. Hersteller und Werbeindustrie haben längst erkannt, dass Frauen und Männer konsumieren wollen. Dass sie dabei eigene Wünsche und Bedürfnisse haben, ist seit einigen Jahren der angesagteste Trend im Werbe-Gemüsebeet. Der Zauber heißt: Gender Marketing.

Viele Eltern gehen auf die Barrikaden. Ihr Vorwurf: Die Rosa-Blau-Trennung, die der Einzelhandel unter anderem in Form von Barbie und Lego verkauft, vermittele eindimensionale Rollenbilder. Mädchen sollen hübsch, lieb und zauberhaft sein, Jungs hingegen cool, wild und stark – Stereotype, die Kinder früh lernen, obwohl die Gesellschaft sie angeblich überwunden hat. Zunächst aber bedeutet der Begriff Gender Marketing nur, dass Produkte nach Geschlecht vermarktet werden.

Die spezifische Ausrichtung auf Männer und Frauen reicht von Produkteinführungen wie Coca-Cola light und zero bis in die Drogeriemärkte. Dort sieht man den Artikeln genau an, für wen sie bestimmt sind: Solche für

Frauen heißen Seidenglanz-Shampoo, Verwöhdusche oder Soft Body Milk und sind mit bunten Farben und Mustern gestaltet. Durch Design und ihren Platz im Regal kann man sie leicht unterscheiden von Produkten für Männer. Dass die Werbestrategie aufgeht, bezeugen begeisterte Kunden und nackte Zahlen: Der Konzern dm machte in Deutschland im letzten Jahr mehr als sieben Milliarden Euro Umsatz; dazu trugen auch Produkte in doppelter Geschlechter-Ausführung bei. Wie viel die Unternehmen in unterschiedlichen Branchen mit Gender Marketing einnehmen, ist nicht bekannt.

Während gegenderte Spielsachen und Kleidung für Kinder die Gemüter heiß laufen lassen, wird selten diskutiert, dass das Phänomen Gender Marketing auch auf Erwachsene, und damit alle Konsumenten, abzielt. So werden Grillfleisch, Tee, Akkuschauber, Werkzeugkästen oder Gartenhandschuhe für Männer und Frauen beworben. Kritiker warnen vor der Pinkisierung der Gesellschaft. Nicht immer gelingt der Werbe-Coup, doch prominente Beispiele wie Coca-Cola, Männerkosmetik und Rasierapparate beweisen den Erfolg des Gender Marketing.

Die rosa-kontaminierte Barbie ist Eltern ein Graus

Im Internet zeigt sich reger Protest gegen Produkte mit Aufschriften wie „für echte Männer“. Unter dem Hashtag #ichkaufdasnicht sammeln Twitter-User Fotos von sexistischen Produktdesigns und Werbung. Doch die grundsätzliche Frage, warum Drogerien und Parfümerien große Bereiche ihres Angebots strikt nach Geschlecht trennen und warum Frauen so viele teure Schönheitsprodukte und Männer teure Autos kaufen sollen, wird selten gestellt. So verharrt die Diskussion weiterhin auf einem Nebenschauplatz, der Kinderabteilung, während Gender Marketing längst größere Produktbereiche erschlossen hat, die kaum wahrnehmbar sind. Offenbar messen die Konsumenten mit zweierlei Maß: Die rosa-kontaminierte Barbie ist verantwortungsbewussten Eltern ein Graus, im heimischen



Badezimmer ist die Farbselektion kein Thema. Warum funktioniert die Geschlechtertrennung im Kaufhaus so gut?

Die Gender-Marketing-Expertin Diana Jaffé erklärt: „Wir haben gelernt, dass blaue und dunkle Produkte für Männer sind und helle Produkte für Frauen.“ Es geht hauptsächlich um „schnelle Erkennlichkeit“. Die sei wichtig bei der oft unüberschaubaren Auswahl. Nützlich für den Kunden, absatzfördernd für die Werbeindustrie. Wenn es nach Jaffé geht, sind unterschiedliche Produktdesigns nur der Anfang. Seit Beginn der 90er Jahre berät sie Unternehmen. Zu ihren Kunden zählten Bayer, Ikea, Tchibo und Nestlé.

Gender Marketing als Begleiterscheinung des Feminismus?

Jaffé will Luxusartikel und statuszeigende Produkte wie Autos und Uhren auch auf Frauen zuschneiden. Schließlich gebe es selbstständige, erfolgreiche Frauen, die eigenes Geld verdienen und ihren Status auch zeigen könnten – gerade in diesem Bereich sind sie eine unerschlossene Zielgruppe. Gender-Marketing-Vertreter verstehen ihre Arbeit als logi-

sche Begleiterscheinung des Feminismus.

Ihren Kunden erklärt Jaffé: „Marken und Produkte haben ein Geschlecht. Und die allermeisten Menschen haben ein klares Gespür dafür, ob ein Produkt männlich oder weiblich ist.“ In einer Studie ließ sie das Geschlecht von 34 Produkten untersuchen. Dabei stellte sich heraus, dass die meisten Männer und Frauen Gegenstände wie Vasen, Bücher und Schmuck als weiblich empfinden, Chefessell, Hamburger und Motorsägen als männlich. „Wenn ich ein männliches Produkt an Frauen verkaufen will oder ein weibliches Produkt für Männer auf den Markt bringen möchte, dann muss ich das wissen“, sagt Jaffé. „Für Männer ist ein weibliches Produkt überhaupt nicht akzeptabel und attraktiv. Ich muss sehr viel anstellen, um das Produkt zu vermännlichen.“ Unternehmen, die die Geschlechterlogik nicht beachten, lassen sich potentielle Kunden und Einnahmen entgehen. Das Problem sei auch, dass viele Designs und Marketingstrategien von Männern gemacht werden, und somit eher die männliche Kundschaft ansprechen. Jaffé weiß, dass Gender-Aktivisten sie heftig kritisieren. Dabei werde der Begriff Gender ▶

Marketing oft fehlgedeutet. Er habe „nichts mit Stereotypisierung zu tun, sondern mit Kundenorientierung und ernsthafter Empathie. Wir wollen verstehen, wie die Menschen ticken und was die geschlechtsspezifischen Unterschiede sind.“

Schaut man in den Drogeriemarkt, wollen die meisten Kundinnen offenbar fröhliche Farben und Muster, ganz viel Beauty, Entspannung und Verwöhnung. Die meisten Männer bevorzugen edel wirkende dunkle Designs, die ihnen versprechen, aktiv, cool und sportlich zu sein. Fast wie im Spielzeugladen, wo Mädchen zu Prinzessinnen werden und Jungs zu Actionhelden. Die Soziologin und Gender-Forscherin Petra Lucht von der Technischen Universität Berlin findet den rosa-blauen Farbcode besonders bei Kindern problematisch: „Es geht nicht um das Konsumverhalten“, erklärt sie. „Das Entscheidende ist, dass damit weitere Dinge eingeübt werden.“ Das sehe man auch bei Kinderbekleidung sehr deutlich.

Auf Mädchen-Shirts stehen Wörter wie *sweet, happy, cute*

Lucht hat die Schriftzüge auf 500 T-Shirts für Kinder untersucht. Bei Mädchen-Shirts häuften sich Wörter wie *sweet, happy, cute, lovely*, bei den Jungen *awesome, crazy, big, strong*. „Es wird eingeübt, welche sozialen Normen aktuell akzeptiert sind“, sagt Lucht. „Es wird eingeübt, welche Gefühle ich als Mädchen oder Junge haben soll oder darf. Es wird eingeübt, welche Identität ich ausbilden kann, welcher Zukunftsentwurf mir zusteht oder für mich gedacht ist.“

Zu den Grundannahmen des Gender Marketing gehört dagegen, dass Frauen und Männer unterschiedliche Konsumbedürfnisse haben. Die Marketing-Forschung geht von angeborenen kognitiven Differenzen aus. Diana Jaffé beruft sich gerne auf den englischen Psychologen Simon Baron-Cohen und seine Autismusforschung. Demnach werden Mädchen als Empathinnen geboren, Jungen als Systematiker. Jaffé empfiehlt Firmen deshalb, Frauen mit Abbildungen anzusprechen, die zeigen, „wie das

Produkt dem Menschen dient“. Männer sollen mit Darstellungen des Produkts verführt werden, „insbesondere wenn technische Features und ein entsprechend anderes Design hervorgehoben werden“. In der Automobilwerbung spielt der Fahrer selten eine Rolle. Werbung für Körperpflegeprodukte zeigt oftmals die Anwendung auf Haut und Haaren.

Dass es typisch männliche und typisch weibliche Verhaltensweisen gibt, die auf biologischen Unterschieden beruhen, ist in der Gender-Forschung umstritten. Auch Soziologin Lucht will die Darstellung nicht unterschreiben. Es gebe keine eindeutige Trennlinie zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit durch biologische Kriterien: „Man muss sich fragen, inwieweit es sinnvoll ist, aufgrund biologischer Merkmale zwei Geschlechter zu unterscheiden.“ Intersexualität als drittes Geschlecht ist im Personenstandsgesetz anerkannt.

„Wir können angesichts sozialer Normen nicht beurteilen, ob wir beim Einkauf selbst entscheiden oder ob der soziale Zusammenhang, in dem wir leben, implizit normierend wirkt“, sagt Lucht. Wie viel freie Wahl und Anpassung dahinterstecke, sei nicht eindeutig zu trennen. „Wenn ich ein Auto kaufe, das dem stereotypen Männlichkeitsideal entspricht, dann wird das bemerkt werden. Dann muss es eine Erklärung dafür geben, warum ich das tue. Es ist immer Thema.“ Bei Nicht-Anpassung an herrschende Geschlechternormen droht somit soziale Sanktionierung. Die scheinbare Wahlfreiheit ist damit eine Illusion.

Diana Jaffé hält von dieser Darstellung wenig. „Ich bin nicht gezwungen, diese Produkte zu kaufen“, sagt sie. „Es gibt eine Auswahl. Die Konsumenten verstehen häufig nicht, dass sie mit ihrem Geldbeutel die Macht haben über das Unternehmen und das Angebot.“

Aussagen wie diese machen Kritiker rasend. Dass Kinder und Erwachsene die freie Wahl bei Konsumentscheidungen haben, bezweifelt Almut Schnerring. Gemeinsam mit Sascha Verlan hat sie ein Buch über

Rollenklischees im Familienalltag geschrieben.

Schnerring sagt: „Ich finde es dreist, die ganze Verantwortung den Eltern zuzuschieben. Zweitens ist es naiv zu glauben, wir müssten das nicht kaufen. Das wischt den Einfluss der Werbung vom Tisch.“ Überall seien ihr die Kinder ausgesetzt. Auch das soziale Umfeld in Kita, Schule und Freundeskreis übermittle normative Rollenbilder. Statt bestimmtes Spielzeug oder Farben zu verbieten, rät Schnerring, sollten Eltern ihren Kindern erklären, warum sie bestimmte Produkte für problematisch halten.

Wird den Eltern die Verantwortung zugeschoben?

Konsequenterweise müssten Eltern dafür selbst auf gegenderte Artikel verzichten. „Man kann Produkte anders kategorisieren als nach Geschlecht“, sagt Schnerring. „Idealerweise kauft man sie nach individuellen Vorlieben, was auch immer individuell heißt. Bei all diesen Kaufentscheidungen ist wichtig, dass man sich die Kategorie Geschlecht bewusst macht und sie zurückstellt. Es ist nicht so wichtig, dass ich mich beim Kauf als Frau präsentiere, sondern als Ich, das zum Beispiel keinen Vanilleduft mag, der als weiblich gilt.“

Wer hat die Konsumenten in der Hand: die milliardenschwere Werbeindustrie, die Biologie oder ihr soziales Umfeld? Die Frage ist nicht zu beantworten. Unstrittig ist, dass Kaufentscheidungen zur sozialen Positionierung beitragen, egal ob bei Kleidung, Luxusgütern oder Alltagsgegenständen. Sehr leicht kann man Kinderprodukte und die mächtige Werbeindustrie an den Pranger stellen, ohne das eigene Konsumverhalten zu hinterfragen. Aber solange Rapunzels Mutter ihre unersättliche Gier nicht unter Kontrolle hat, wird sich die Hexe an ihren Lüsten bereichern. Dass sie dabei Lust auf Salat hat und nicht auf Jägerschnitzel, ist im Märchen sekundär. Ebenso wie die Frage, ob Rapunzel im Turm mit dem langen shampooverwöhnten gülden Haar ein Mädchen, ein Junge oder intersexuell war. ■

» Niemand ist von Grund auf böse.
Das Schicksal machte die
dunkle

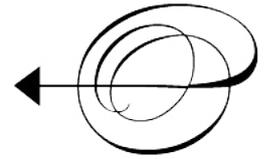
Fee

zur Außenseiterin «

Diana Buenger
thefashionanarchy.com

Mantel: ASOS
Kleid: ZARA
Overall: ZARA
Schuhe: Tamaris
Accessoires: H&M, ZARA

klartext-magazin.de/54A/verkaufen



ONCE UPON A STYLE

Korsett, Puffärmelchen und Tüll waren gestern.
Fünf Modeblogger schenken ihren Märchenhelden einen neuen Look

IDEE & UMSETZUNG: **Julia Viegner**

FOTOS: **Erol Gurian**

STYLING: **Eva Kellner & Julia Weiß**



» Aschenputtel trägt das,
worauf sie

Lust

hat «

Esra Eren
nachgesternistvormorgen.de

Jacke: JN LLOVET
Rock: OASAP
Shirt: H&M
Schuhe: Another A
Hut: Spatz Hutdesign





» Mach es wie Goldmarie:
Arbeite hart und nimm dein

Glück
selbst in die Hand «

Franziska Dully
franziska-elea.de

Kleid: MANGO
Kette: Maison Scotch
Accessoires: H&M, Primark



Riccardo Simonetti
fabulousricci.com

Jacke: COLD COCAINED HEART
Shirt: American Apparel
Hose: Forever 21
Schuhe: Dr Martens
Brille: Ray-Ban
Bandana, Tiara: Vintage

» I'm an everyday

Prince

und der muss rebellisch sein «



» Wir großen Frauen brauchen
keine langen

Zöpfe,

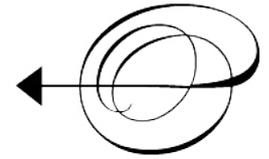
damit jemand daran hochklettert...
Rapunzel, sperr den Turm
auf und geh selbst hinunter! «



Susi Braun
groessenwahnblog.de

Body: H&M
Hose: MANGO
Accessoires: Sweet Deluxe





WENN BILDER SPRECHEN

Ausgegrenzt werden und darüber erzählen:
Im 21. Jahrhundert würde der kleine Muck Dokumentarfilme drehen,
rapen – oder Comics zeichnen

TEXT: Johannes Drosdowski

ILLUSTRATION / FOTO: Alexander Scharf / Ingo Hinrichs

Es war spät am Abend, als Yi Luo nach der Arbeit das Restaurant verließ. Ihr störrisches schwarzes Haar umrahmte das runde Gesicht. Draußen war es bereits dunkel. Die Straße war leer. Da fuhr ein Wagen an ihr vorbei, laut hallte ein giftiges „Ausländer“ durch die Nacht. Luo bekam Angst.

Heute hat Yi Luo diese Angst nicht mehr. Heute findet die Chinesin Ausreden für die Männer im Auto. „Die waren nur betrunken und wollten sich über irgendjemanden lustig machen“, vermutet sie. Heute hat sie Mut – sie ist angekommen.

2007 kam Luo nach Deutschland, damals war sie 22. Über einen Teil des Weges, den sie seither gegangen ist, schreibt und zeichnet sie in ihrem Comic *Running Girl*. Seit Jahren schon malt sie unter dem Künstlernamen Yinfinity über die Unterschiede zwischen Deutschen und Chinesen. „Aber vor allen Dingen zeichne ich, um eine Frage an mich selbst zu stellen“, sagt sie. „Wie habe ich das alles geschafft damals? Die Sprache zu beherrschen, mich wohlfühlen.“

Luo schaffte es mit Bildern. Wenn sie heute unterwegs ist, hat sie es noch immer dabei: das kleine Büchlein. Es ist zehn Zentimeter lang, fünfzehn breit. Die Seiten sind rau und dick, ein dunkles Weiß, das sie in nur wenigen Sekunden mit Farbe füllen kann. Das war ihr Ausweg aus dem Sprach-Dilemma. Sie zeichnet, was sie bewegt, lässt die zarten Aquarell-Malereien für sie sprechen.

Plötzlich blickt ein Mensch aus dem Papier, stets sympathisch, immer liebenswert. Es sind keine Mangas und keine Verfremdungen, die sie in zurückhaltenden Tönen

auf die Seiten bringt. Die Zeichnungen sind reduziert und doch ausdrucksstark. Luo malt in der Sprache der Zärtlichkeit ihre eigene Realität.

Was Luo in *Running Girl* beschreibt, ist ein modernes Märchen. Voller Träume kommt die Protagonistin ihres neuesten Comics nach Deutschland. Der Freund ist noch in China. Neben dem Studium, das sie sprachlich zu überfordern droht, arbeitet sie in einem Asia-Restaurant. Tagsüber ist sie müde und hetzt von einem Termin zum nächsten. Abends bedient sie Gäste, über die sie sich Geschichten ausdenkt. Nachts telefoniert sie mit ihrem Freund. Trotz allem meistert sie ihr Leben – bis die emotionale Brücke in ihre Heimat plötzlich zerbricht: Der Freund betrügt sie.

Luo, die den Comic zu großen Teilen nach ihrem eigenen Leben zeichnete, blieb trotz allem in Deutschland. Heute ist sie eine der jungen Aufstrebenden der Comicszene. Erst kürzlich wurde sie für *Running Girl* mit dem Bayerischen Literaturstipendium ausgezeichnet. Die Geschichte sei wichtig für die Gesellschaft und Luo überzeuge mit ihrer „Bildfindung voller Poesie“. Ihre Leser können eintauchen in Luos Leben, in das Verweilen und Aufbrechen zwischen zwei Kulturen, in die Fremde, die man als Deutscher im eigenen Land kaum wahrzunehmen vermag.

Schon als Kind wollte Luo Geschichten erzählen, am liebsten Märchen so wie „der große Hans Christian Andersen“. Ihre Mutter arbeitete in der Schulbibliothek, das Mädchen las von Hexen und Helden. Heute erzählt Luo ihr ganz eigenes, ganz modernes Märchen: das von der Fremde, die zur Heimat wurde. ■



MYTHEN FÜR DIE SCHLACHT

Krieg braucht Fanatismus.
Manipulation ist eine scharfe Waffe in blutigen
Konflikten. Drei strategische Legenden

TEXTE:

Ali Vahid Roodsari, Johannes Drosdowski & Christoph Kürbel

IRAN 1980-1988

KINDER IN DIE MINENFELDER

Mohammed Heydari* umklammert seine Kalaschnikow mit beiden Händen. Die Gasmasken lässt ihn nur schwer atmen. Maschinengewehre rattern, Mörsergranaten pfeifen. Neben ihm versucht ein iranischer Panzer, sich aus dem Morast zu befreien. Männer fallen auf die feuchte Erde und stehen nicht mehr auf. Heydari geht weiter, seine Stiefel versinken bei jedem Schritt im Schlamm. Er hat keine Angst in diesem Augenblick, denkt nur an zwei Dinge: sein Volk und sein Vaterland – Iran. Plötzlich ein Knall. Heydari wird schwarz vor Augen, er fällt in den Schlamm.

Der Soldat Mohammed Heydari war einer von tausenden Kämpfern in der Operation Kheibar, einer iranischen Offensive im Krieg zwischen dem Iran und dem Irak. Der Krieg



Eine Hauswand in Teheran zeigt Bilder von Märtyrern, gefallenen Soldaten im Ersten Golfkrieg.

Foto: Privat

begann im September 1980 mit dem Überfall durch den Irak. Die erste iranische Gegenoffensive startete 1982, die Operation Kheibar war im Februar 1984. Heydari war zu diesem Zeitpunkt 19 Jahre alt. Seinen ersten Einsatz hatte er mit 16. Heydari war ein iranischer Kindersoldat.

Der Iran schickte Kinder mit Plastikschlüsseln in Minenfelder

Wenige Monate vor der Offensive ist Mohammed Heydari noch ein gewöhnlicher Junge. Er trifft sich mit Freunden, geht zur Schule und besucht die Moschee. Dorthin kommt eines Tages ein Anwerber der paramilitärischen Einheit Basidsch. Er überzeugt Mohammed Heydari vom Kampf. Die Basidsch wurden nach der iranischen Revolution 1979 auf Anordnung des damaligen religiösen Führers Ayatollah Khomeini gegründet. Der Iran rekrutierte Kinder nicht nur in Moscheen, sondern auch aus Schulen. Die Anwerber lockten sie mit mär-

chenhaften Versprechungen: Ruhm für das Vaterland, Märtyrertod, Eintritt ins Paradies. Manche Jungen bekamen Plastikschlüssel – angeblich „Türöffner zum Paradies“. Die Kinder sollten in irakische Minenfelder rennen, um sie für die nachrückenden Panzer und Truppen zu räumen.

Diejenigen, die das Märchen vom Schlüssel glaubten, können heute nicht mehr davon erzählen. Fast alle von ihnen sind im Krieg gefallen. Was bleibt, sind die Erinnerungen von Soldaten wie Mohammed Heydari.

„Ich kenne Menschen, die für den Islam in den Krieg zogen“, sagt Heydari heute. Er selbst hat solche Geschichten nicht geglaubt: „Ich wollte mein Land und meine Familie verteidigen.“ Darum trat er den Basidsch bei und kämpfte an vorderster Front. Mit seinen 16 Jahren war er der älteste von drei Brüdern. Er vermisste seine Eltern, doch „das war nun mal so“, sagt er. „In jeder Familie zog mindes-

tens ein Sohn in den Krieg. Wir taten es für den Iran.“

Für sein Vaterland kehrte Heydari an die Front zurück

Sechs Jahre kämpfte Heydari als Soldat. Bei der Operation Kheibar wurde er schwer verwundet, nach seiner Genesung kehrte er freiwillig an die Front zurück. Kurz vor dem Inkrafttreten des Waffenstillstands im Jahr 1988 kam er in irakische Kriegsgefangenschaft, zwei Jahre lang, bis der Iran ihn gegen eigene Gefangene austauschte.

Im Ersten Golfkrieg starb rund eine Million Menschen. Heydari gehörte nicht dazu. Er arbeitete danach als Beamter. Heute ist er 50 Jahre alt und wohnt in Teheran. Von den heutigen Basidsch hält er nicht viel: „Sie sind alle Lügner und machen es nur wegen des Geldes.“

* Name geändert



Bewaffnete Minenarbeiter kurz vor dem Massaker.

Foto: Greg Marinovich

SÜDAFRIKA 2012

VOM STREIK ZUM MASSAKER

Angeblich glaubten die Streikenden an einen Zauber, der sie unsichtbar und unverwundbar machen sollte. 34 Menschen erschoss die Polizei am Donnerstag, 16. August 2012: dem Tag des Marikana-Massakers. Dem Tag, der sich in die Geschichte Südafrikas einbrennen sollte als einer der schwärzesten nach dem Fall der Apartheid. Später sagt die Polizeichefin, die Beamten hätten aus Notwehr gehandelt, sich vor wahnhaften Schwerbewaffneten geschützt. Es gibt viele Versionen der Tragödie. Welche davon eine Legende ist, lässt sich schwer nachvollziehen.

Im Jahr 2012 verdiente ein südafrikanischer Minenarbeiter knapp 500 Euro im Monat. Das Leben kostete fast so viel wie in Deutschland. 1200 Euro forderten die Kumpel. Sie begannen ihren Streik an einem Berg am Freitag, 10. August. 3000 Mann versammelten sich. Sofort war die Polizei vor Ort. Zehn Menschen starben in den ersten fünf Tagen des Streiks: Arbeiter, Polizisten, Gewerkschafter. Dann kam es zum Massaker.

Sechs Wochen später setzt die Regierung eine Untersuchungskommission ein. Zwei Jahre lang wird sie nach der Wahrheit suchen. Die Polizei wiederholt ihre Version: Angeblich sollten Zauberer, Sangomas genannt, die Arbeiter unsichtbar und unverwundbar machen. So erzählt es Mr. X. Er

behauptet, einer der Streikenden gewesen zu sein. Dennoch sagt er für die Polizei aus – per Videoschaltung. Seine Identität wird aus Sicherheitsgründen geheim gehalten. Laut Mr. X verbrannten die Sangomas für den Muti genannten Zauber lebende Schafe: Schwarze Flüssigkeit trat aus den Körpern, wurde aufgefangen, mit Blut und Asche gemischt. Dann, so sagt er, ritzten die Zauberer den Männern kleine Wunden in die Haut und schmierten die Paste hinein. 200 Menschen nahmen teil.

Für den Zauber sollen die Kumpel brutal getötet haben

Am Sonntag töteten Streikende zwei Sicherheitsangestellte der Nationalen Gewerkschaft der Minenarbeiter. „Dem einen entnahmen wir Fleischstücke“, sagt Mr. X. Die Sangomas, berichtet er, verbrannten Kiefer und Zunge, fütterten die Asche den Arbeitern.

Polizeivideos vom darauffolgenden Donnerstag zeigen die Streikenden: Sie rücken immer näher, vorbei an Panzerfahrzeugen und Nato-Draht. Sie stoßen Macheten und Speere in die Luft, wirken bedrohlich. Angst drückt den Abzug, die Polizisten töten. Arbeiter fallen zu Boden. Viele stehen nicht mehr auf.

Beweise für die Version von Mr. X und der Polizei gibt es nicht, nur Indizien. Die hat die Polizei selbst auf dem Feld gesammelt. Kulturwissenschaftler sowie die Anwälte der Hinterbliebenen stellen Mr. X' Aussage infrage. Nie-

mand bestreitet, dass es einen Zauber gab. Doch das Ausmaß ist unklar. Das Bild ist nicht stimmig: Meist heilen Sangomas. Sie segnen Kinder und helfen bei Eheproblemen. Nur die wenigsten betreiben schwarzen Zauber. Eigentlich arbeiten sie nur allein, dulden keine Konkurrenz neben sich. Hier waren sie zu zweit. Außerdem gehören die Minenarbeiter vielen unterschiedlichen Kulturen an, von denen jede ihre eigenen Rituale hat.

Die Arbeiter sagen offen, dass sie Sangomas hinzugezogen haben – aber nur, um sich mental zu stärken. Videos vom Donnerstag zeigen die Streikenden am Berg. Sie knien auf der Erde. Ein Sangoma bespritzt sie mit Wasser, sie singen, schlagen Speere und Messer aneinander. Es ist klar: Hier wird gezaubert. Zweifelhaft ist, ob die Kumpel tatsächlich glaubten, unverwundbar zu sein. Und ob sie für den Zauber getötet haben.

Das Massaker wurde nicht nur von Polizeikameras festgehalten. Es gibt auch Videos aus der Perspektive der Streikenden: Sie werden eingepfercht, versuchen durch Lücken im Draht vom Gelände zu fliehen. Sie ducken sich, haben Angst. Plötzlich: Schüsse.

Im Juni 2015 beendet die Kommission ihre Arbeit. Sie hat nicht herausgefunden, wer den Schießbefehl gab, rät aber zu weiteren Gerichtsverfahren. Im Oktober 2015 wird die nationale Polizeichefin suspendiert. Die Hinterbliebenen haben bis heute keine Entschädigung erhalten.



800 Meter vom Feind entfernt kämpfen die Freiwilligen.

Foto: Christoph Kürbel

UKRAINE 2013

DIE BLUTLINIE DER KOSAKEN

Sein Kampfname ist Vagon. Er sitzt auf einem Hochbett in seiner Kammer, den Kopf kahl rasiert. Über der Stirn trägt er den traditionellen, dick geflochtenen Zopf der Kosaken: kriegerischer Herrscher, die Jahrhunderte lang die Geschieke der Ukraine bestimmten. Seine Uniform legt Vagon nie ab, genauso wenig wie seine AK-47. Die nimmt er auch mit ins Bett, obwohl er im Camp des Rechten Sektors, rund 100 Kilometer von der ukrainischen Front entfernt, nicht kämpfen muss.

Der Rechte Sektor ist eine Privatarmee. Sie verteidigt die Ukraine gegen prorussische Separatisten und, wie die Paramilitärs selbst sagen, gegen Russland. Die Betonwände des ehemaligen Jugendlagers zieren Hakenkreuze und SS-Runen.

Ein Norweger erzählt vom Blut der Wikinger

Auf dem Stockbett gegenüber sitzt ein Norweger, der seinen Namen nicht nennen will und den Rechten Sektor vor allem ideologisch unterstützt. Er beschwört eine Blutsverbindung zwischen skandinavischen Völkern und der Ukraine.

Im 9. Jahrhundert beherrschten zeitweilig schwedische Wikinger die heutige Hauptstadt Kiew. Sie drangen über die Flüsse vor bis ans Schwarze

Meer und bestimmten die Entwicklung des Kosakentums maßgeblich.

Damit die traditionellen Rituale nicht verschwinden, organisiert der Rechte Sektor heute Jugendcamps, für die die Kämpfer an Schulen werben. Dabei lernen Kinder und Jugendliche neben alten Kampftechniken auch, wie man eine Kalaschnikow reinigt.

In ihrer Kammer schimpfen Vagon und der Norweger über die Regierung Petro Poroschenkos: Er wolle, sagen sie, aus der Ukraine eine „Multikulti-Gesellschaft“ machen. Doch das Blut sei heilig, und für seine Reinheit müssten sie kämpfen. Deshalb haben sie sich Dimitro Jarosch angeschlossen, dem „Führer“ des Rechten Sektors.

Im November 2015 tritt er jedoch zurück. Nach der Wahlniederlage seiner Partei will er gemäßigte Politik machen. Jarosch schwärmt von einer „Kosaken-Nation“ freier, bewaffneter Männer und beschwört eine Heldenfigur: Stepan Bandera.

Er war Vorsitzender der Organisation Ukrainischer Nationalisten. Bei Hitlers Überfall auf die Ukraine unterstützte Bandera die Nationalsozialisten. Seine Kosakenbataillone kämpften an der Seite der Deutschen gegen Russland und halfen bei der Deportation der Juden aus den Ostgebieten.

Als 1941 die Organisation Ukrainischer Nationalisten die freie Ukraine ausrief, verhafteten die Nationalsozialisten deren Vorsitzenden Bandera

und brachten ihn ins KZ Sachsenhausen. 1944 wurde er freigelassen und schlug sich nach München durch. Dort lebte er bis zu seiner Ermordung unter dem Namen Stefan Popel.

Sein Grab auf dem Münchner Waldfriedhof ist geschmückt mit ukrainischen Flaggen und dem rot-schwarzen Banner des Rechten Sektors. Bis heute ist die Organisation Ukrainischer Nationalisten der Dachverband des Rechten Sektors und anderer nationalistischer Gruppierungen und Parteien.

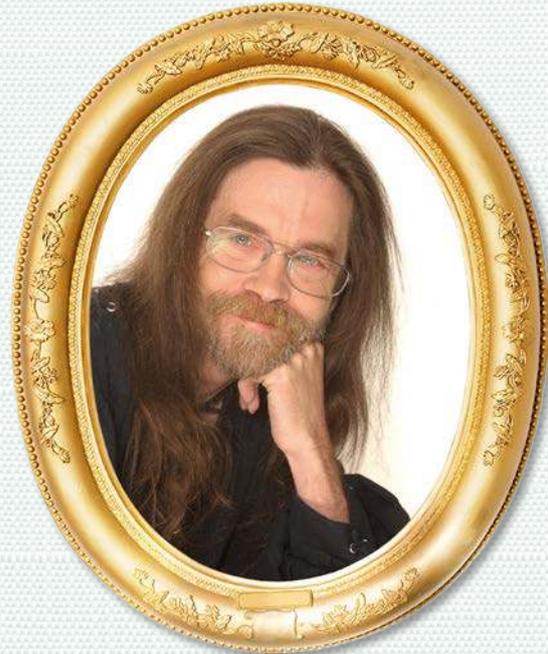
Ein Nazikollaborateur wird zum nationalen Helden

Banderas Rolle als Nazi-Kollaborateur wird in der Ukraine heute ausgeblendet. Nicht nur die Freiwilligenbataillone, die im Osten kämpfen, berufen sich auf seinen Status als Freiheitskämpfer. Auch auf dem Maidan in Kiew stehen immer wieder große Plakate von ihm. Bandera wird auch in ukrainischen Schulbüchern zum Helden verklärt.

Die Blutsverbindung und Stepan Bandera: Das sind die Mythen, die in der Ukraine die radikalsten Kämpfer hervorbringen. Auch Vagon und der Norweger machen sich wieder bereit für ihren nächsten Fronteinsatz. Es geht nach Pisky im Südosten des Landes. Sie ziehen ihre schusssicheren Westen an. Dann verabschieden sie sich von ihren Kameraden mit dem Schlachtruf: „Heil der Ukraine! Heil den Helden!“

„HMM... KNUSPERHÄUSCHEN!“

Vier Prominente über die wilden Gerüchte, die sich um sie ranken, und ihre liebsten Märchenmomente



Jan Weiler, 48, Journalist und Autor

Welche Märchenfigur wären Sie gerne?

Ich wäre gern Schneewittchen: Man hat eine sensationelle Figur, alle finden einen toll, die Hälfte der Geschichte verbringt man schlafend und am Ende wird man von einem steinreichen und gutaussehenden Prinzen gerettet. Wenn ich das richtig in Erinnerung habe. Fabelhaftes Leben.

Was ist das dreisteste Märchen, das je über Sie erzählt wurde?

Es hieß schon mal, ich sei arrogant. Totaler Quatsch. Das sieht nur von unten betrachtet so aus.

Wann haben Sie sich wie im Märchen gefühlt?

Beim Schnorcheln auf den Malediven. Etwas so unwirklich Schönes habe ich weder vorher noch danach jemals erlebt.

Wolfgang Hohlbein, 63, Fantasy-Autor

Welcher Bösewicht wären Sie gerne?

Rumpelstilzchen, der hat was Sympathisches. So ein kleiner gehässiger Zwerg, warum nicht?

Wann haben Sie sich wie im Märchen gefühlt?

Als meine Karriere gestartet ist. 1982 habe ich bei einem Wettbewerb des Ueberreuter Verlags mitgemacht. Der Augenblick, als das Telefon klingelte und ich erfuhr, dass ich gewonnen habe und mein Buch *Märchenmond* verlegt wird, war ganz besonders. Mein Leben hat sich vollkommen verändert. Natürlich nicht wie im Märchen mit einem Fingerschnippen oder Zauberspruch, es hat schon eine ganze Weile gedauert. Aber das war der Augenblick, in dem ich gemerkt habe: Jetzt passiert was ganz Wichtiges.

Welches Märchen würden Sie gerne glauben?

Natürlich alle, die gut ausgehen. Die Geschichte *Die sieben Schwäne* war immer eins meiner Lieblingsmärchen. Weil das eine Geschichte von Tapferkeit und Mut ist und davon, dass man nie aufgeben soll. Und weil sie gut ausgeht. Zu einem anständigen Märchen gehört ein Happy End.

INTERVIEWS: **Marlene Mengue**



Daniela Hoffmann, 53, Schauspielerin und Synchronstimme von Julia Roberts

Welche Märchenfigur wären Sie gerne und warum?

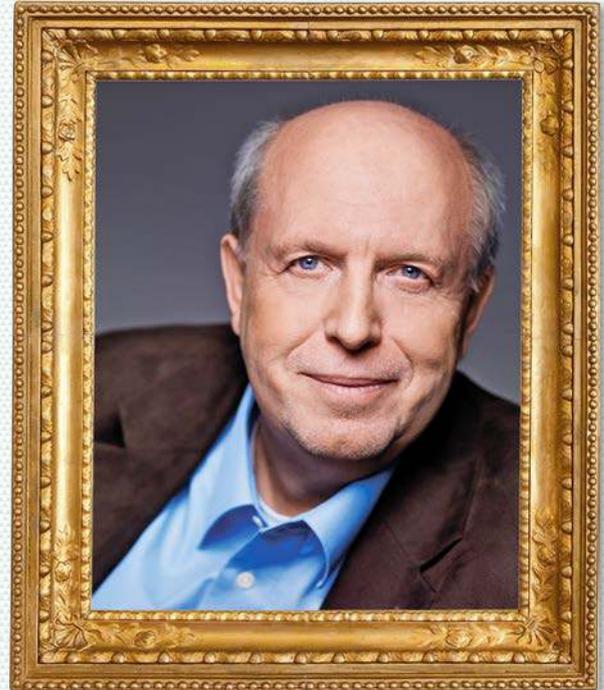
Ich wäre gerne mal eine Prinzessin. Das wollte ich schon als kleines Kind, obwohl ich gar nicht so eine Kitschbombe bin. Da ging es nie darum, Macht zu haben oder über anderen zu stehen. Aber all diese schönen Reifröcke und die Feenstäbe und Krönchen... Das fand ich so schön.

Was ist das dreisteste Märchen, das je über Sie erzählt wurde?

Im Wikipedia-Artikel über mich stand mal drin, dass ich die Tochter des ehemaligen DDR-Kulturministers Hans Joachim Hoffmann bin. Das hat eine Regisseurin bei einer Veranstaltung der Deutschen Film AG erzählt, die mich überhaupt nicht kennt. Völlig gelogen! Es kann ja nur mit dem Namen zusammenhängen. Nun ist Hoffmann ein Name, der nicht wahnsinnig selten vorkommt. Aber ich bin ja auch nicht die Tochter von Getränke Hoffmann oder Hoffmanns Gardinenweiß! Das war eins der größten und dreistesten Märchen, die über mich erzählt wurden.

Wann haben Sie sich wie im Märchen gefühlt?

Es sind die kleinen Momente. Wenn ich durch den Wald gehe und denke: „Bin ich jetzt ganz allein?“ Wenn ich die alten Bäume sehe und denke, da kommen gleich Hänsel und Gretel um die Ecke.



Reiner Calmund, 67, Fußballmanager

Welcher Bösewicht wären Sie gerne?

Die Hexe aus Hänsel und Gretel. Aber nur, weil sie ein Knusperhaus hatte. Hmmm... lecker!

Was ist das dreisteste Märchen, das je über Sie erzählt wurde?

Als „Mann mit dem Geldkoffer“ wurde ich ja fast zur Legende. Wenn ich mit meinem Aktenkoffer kam, dachten viele Journalisten, da sei Bargeld drin, mit dem ich auf der Stelle Berater und Spieler, Präsidenten und Manager und überhaupt jeden bezahle. Das war natürlich ausgemachter Quatsch. Vor allem bei den vielen Transfers in Südamerika hätte das tödlich enden können. Ich bin zwar schon alt, aber bereits damals bevorzugten wir den bargeldlosen Zahlungsverkehr. Also: In diesem Koffer waren Akten, Musterverträge, wichtige Unterlagen und immer ein Kartenspiel.

Wann haben Sie sich wie im Märchen gefühlt?

Als die Adoption unserer Tochter Nicha endgültig durch war, war das für uns ein Märchen. Inklusive Prinzessin!

FOTOS: **Tibor Bozi, hohlbein.de, Heike Kindermann & S. Pick**



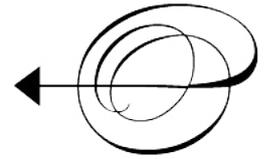
» DIE ZEITEN WERDEN IMMER EKLIGER «

Der Rapper Kontra K ist Geschichtenerzähler. Er will Werte vermitteln – aber auch die Geister seiner Vergangenheit vertreiben

INTERVIEW: **Christoph Kürbel & Lukas Schöne**
FOTOS: **Erol Gurian**



Einen Rapper aus den Socken zu hauen, ist gar nicht so leicht – es sei denn, man trifft ihn in einer Luxusimmobilie. Im höchsten Gebäude am Ku´damm in Berlin verschlägt es Kontra K kurz die Sprache. Als er wieder Worte findet, führen wir ein Gespräch über mystische Symbole im Rap, interaktive Musikvideos und die Sehnsucht nach Ruhe. Mit Reihenhaus, grünem Tee und einer extra Portion Liebe? Nicht ganz. Kontra K ist trotzdem anständig geworden. Noch vor wenigen Jahren war er Gangster. Seine Sprache war härter. Genau wie seine Crew. Erst multikriminell, inszeniert sich Kontra K, bürgerlich Maximilian Diehn, heute als Saubermann. Seine Lieder heißen *Erfolg ist kein Glück* oder *Disziplin*. Der 29-jährige Berliner schläft bei Kindergeschichten neben seinem kleinen Sohn ein und erreicht mit seiner Musik ein breites Publikum. Im Mai landete er mit *Labyrinth*, seinem fünften Soloalbum, auf Platz eins der Charts.



1001: Welches krasse Märchen wird über dich erzählt?

Kontra K: Meine Mutter hat über ein paar Ecken gehört, dass ich drogenabhängig sei und noch immer gewaltbereit. Das ist auf jeden Fall ein übles Märchen.

Also stimmt's nicht?

Nein, Drogen nehme ich nicht. Und ich bin auch nicht gewaltbereit, wenn mich niemand dazu treibt. Es gibt bestimmt tausende solcher Märchen, die über mich erzählt werden. Wenn du in der Öffentlichkeit stehst, ist die Zielscheibe größer und alle möglichen Leute werfen Dreck auf dich. Meine Freunde wissen aber, wie ich wirklich bin. Alles andere ist mir egal. Lass Märchen Märchen sein.

Wie provoziert man dich denn so richtig?

Indem man lügt. Auf Schwächeren rumhackt. Die Realität verdreht. Und sich immer alles schönredet. Das geht bei mir gar nicht.

Was passiert, wenn du wütend wirst?

Da kann alles passieren. Jeder hat mal solche Ausrutscher. Dann kann es sein, dass ich einen rauche oder zu viel trinke und irgendwo zwei Tage versacke. Ich hasse mich dann fünf Tage und mache weiter. Man darf halt nicht immer nur auf die kleinen Dinge schauen, sondern muss die komplette Entwicklung im Auge haben. Und die ist positiv bei mir. Ich schaffe es nicht mehr, mich jeden Tag wegzuknallen.

Deine Fanggemeinschaft hat sich mit der Zeit stark vergrößert. War das dein Ziel, als du deinen Imagewandel weg vom fiesen Gangsta-Rapper inszeniert hast?

Es war nicht unbedingt ein Wandel. Ich habe mir einfach gesagt, dass ich besser damit fahre, anders zu leben. Vorher war ich jemand, mit dem man nicht viel zu tun haben wollte. Das hat mir viele Chancen verbaut. Also habe ich mich selbst geändert, mein Umfeld ist aber immer noch dasselbe. Ich verurteile da keinen. Man baut Scheiße und fliegt damit total aufs Maul. Wichtig ist, daraus zu lernen. Irgendwann dachte ich mir: Was würde mein Vater dazu sagen, was mein Sohn? ▶

Dein Sohn ist jetzt zwei Jahre alt. Welche Geschichten erzählst du ihm?

Wir lesen gerade *Bobo Siebenschläfer*. Die Storys kann ich inzwischen alle auswendig, weil ich sie ihm so oft im Halbschlaf vorlese. In Zukunft werden noch andere Geschichten dazukommen. Aber keine modernen Sachen. Ich finde die Lyrik und alles, was dort beschrieben wird, langweilig und toterzählt. Die alten Märchen transportieren viel mehr Werte.

Welche Bedeutung haben traditionelle Werte wie Familie oder ehrliche Arbeit für dich?

Diese Werte leben sich tot. Es gibt so viele Angebote; wie ein riesiger Malkasten, mit dem du alles machen kannst: Wie schnell kannst du dir auf Instagram mittlerweile eine neue Freundin besorgen? Heute ist alles viel zu leicht. Alles! Keine Beziehung hält mehr, alle lassen sich sofort wieder scheiden. Heiraten, scheiden, heiraten, scheiden. Das gab es früher nicht. Wenn früher das Radio kaputt war, wurde es repariert, heute kaufst du dir für 'nen Fünfer einfach ein neues. Die Leute sehen nur noch, was du alles haben könntest und das ist der Fehler. Da mache ich nicht mit.

Du machst es besser?

Ich mache es ungezwungener, weil ich oft darüber nachdenke und es mir persönlich wichtig ist. Ich bin sicherlich kein Paradebeispiel für funktionierende Beziehungen oder den Umgang mit Kindern. Aber ich gebe die Werte in meiner Musik so weiter, wie ich sie verstehe, weil mir das guttut.

Nehmen die Leute dir deine Texte ab?

Größtenteils ja. Ich predige nicht einfach herum, sondern mache meinen Standpunkt klar. Jeder Mensch sollte einen haben. Wenn du ihn gut vertreten kannst, nehmen dir die Leute das auch ab. Und selbst wenn nicht: Ich mache mir darüber keinen Kopf mehr. Das ist halt die Welt da draußen. Die Leute, die meine Musik hören, gehen diesen Weg auch mit mir. Sie ziehen mit und es entwickelt sich eine Dynamik, die weit weg von einem kurzen Popkult ist.

In deinen Songs kommen mystische Symbole und märchenhafte Figuren vor, zum Beispiel Wölfe. Warum?

Das hat sich so ergeben. Meine Freunde und ich haben uns früher verhalten wie ein Rudel Wölfe. Wir waren nicht schlecht, aber auch weit weg vom Guten. Die Leute mussten uns mit Vorsicht genießen. Unsere Eltern haben immer gesagt: Ihr seid kein Teil dieser Gesellschaft und hört auf niemanden. Das habe ich in meiner Musik aufgegriffen und weiterentwickelt. Ich mag es, nicht ständig über Reimschemata oder irgendwelche Techniken nachdenken zu müssen. In den Köpfen der Leute soll ein Film ablaufen.

„Dann fickte ich auch mal Mütter“

Im deutschen Rap werden gerne Mütter gefickt, du benutzt märchenhafte Symbole. Was ist für dich guter Rap?

Es kann schon sein, dass man solche Ausdrücke mal benutzt. Das ist die Sprache der Jugend. Mir wurde letztes die Frage gestellt, warum „schwul“ im Rap oft immer noch als Beleidigung gilt. Wenn das ein Rapper benutzt, ist er natürlich nicht gleich homophob. Er meint mit „Ey, du Schwuchtel“ einfach „du Schwächling“. Du kannst und darfst vieles machen. Rap ist Kunst. Ich sage aber bewusst „vieles“ und nicht „alles“. Persönlich benutze ich solche Ausdrücke fast gar nicht. Ich habe eine klare Vision, wie meine Musik aussehen soll und die verfolge ich konsequent.

Wie sind die Reaktionen auf deine Musik?

Ich bekomme oft Feedback. Es ist zwar viel Müll dabei, aber auch sehr krasse Storys. Ein Mädchen in Australien ist schwanger und muss eine Chemotherapie machen. Sie weiß nicht, ob ihr Kind das überlebt. Mit ihr schreibe ich ab und zu. Und wenn die Musik ihr dann hilft: umso besser.

Ist Musik nicht in erster Linie Selbsttherapie?

Beim Texten spielt das eine große Rolle, ja. Wenn ich schreibe, bin ich wahrscheinlich wieder mal auf die Fresse geflogen. Dann schreibe ich auch mal harte Sachen. Und dann fickte

ich auch mal Mütter. Also in meinen Texten. Ich brauche solche Momente, in denen ich am Boden liege oder mit dem Rücken zur Wand stehe. Sachen, die mich gejagt haben, packe ich aufs Papier und schöpfe aus ihnen ungeheure Kraft. Das Leben ist unendlich erzählbar.

Mit deinem fünften Soloalbum Labyrinth bist du im Mai erstmals auf Platz eins der Deutschen Charts eingestiegen. Welche Bedeutung hat das für dich?

Keine. Die Luft, die wir hier wegatmen. Ich bin dadurch nicht reicher und kein besserer Mensch. Diese Platzierung hat nicht mehr den gleichen Stellenwert wie früher. Heute geht jeder Dulli auf die Eins. Ich freue mich, wenn ich eine goldene Schallplatte kriege. Dann weiß ich, dass 100 000 Menschen meine Musik gekauft haben. Das kann ich anfassen, das kann ich meinem Sohn zeigen. Aber Platz eins, zwei oder zehn zu sein – das ist mir egal.

Du hast zu deiner Single An deiner Seite ein interaktives Video gedreht. Der Zuschauer bestimmt den Ausgang der Geschichte. Wie kam es zu der Idee?

Ich wollte was anderes machen als in diesen ganzen 08/15-Videos und wollte auch mal die Schauspielerei ausprobieren. Das lief so mäßig. Wir wollten mit Rückblenden arbeiten, verschiedenen Zeitperspektiven. Und der Zuschauer sollte eingreifen können. Der Produzent Max Niemann hatte Bock und ich brauchte eine geile visuelle Idee für den Song.

Warum wird am Ende die Hexe erschossen?

Weil sie halt eine Hexe ist. Nur mein Charakter weiß, wer sie wirklich ist. Ein Mob will sie lynchen. Ich lasse das nicht zu, weil ich für Prinzipien einstehe. Die Story sollte eigentlich noch krasser werden, aber das ging dann aus Zeit- und Budgetgründen nicht. Das ist etwas, was ich ganz am Anfang meiner Karriere schon lernen musste: Setz deine Erwartungen viel zu hoch an, dann kriegst du am Ende vielleicht das, was du brauchst. So haben wir das bei dem Video auch gemacht.

Siehst du die Gefahr, dass durch solch ein interaktives Video deine Musik in den Hintergrund rückt?

Das ist mir latte. Aber wenn eine Million Leute das Video spielen, die meine Musik vorher nicht kannten, fragen die sich irgendwann: Was läuft da für 'ne Scheiße im Hintergrund? Und wenn nur 10 000 es gut finden, habe ich ja auch wieder was gewonnen. Also: win-win.

Du rappst nicht nur, sondern trainierst in einem Boxclub Jugendliche und hast mit deinem Bruder eine Firma als Industriekletterer. Ist das nicht anstrengend?

Ich gehe auf dem Zahnfleisch. Aber ich mache das alles für den höheren Zweck. Der einzige Grund, warum ich arbeite, ist Ruhe. Ich weiß, dass ich sie irgendwann haben werde. Die Zeiten werden immer ekliger. Wer weiß, wann es so richtig knallt? Dann

will ich hier weg sein. Irgendwo, wo es schön ist. Vorher muss ich jagen und sammeln.

Eklig klingt radikal. Was meinst du damit?

Um die, die nichts haben, kümmert sich keiner. Da ist doch klar, dass die immer krimineller werden. Ich sage nicht, dass es hier Ghettos gibt. Aber in Berlin entwickeln sich schon Subkulturen in manchen Bezirken. Das ist erst mal nicht schlimm. Es ist gut, dass es diese Orte gibt. Aber die Leute auf der Straße machen ihr eigenes Recht. Dann kommen wir wieder genau dort hin, wo ich herkomme. Und da will ich nicht mehr hin.

Bringst du deswegen schwierigen Jugendlichen das Boxen bei?

Ja, auf jeden Fall. Ich habe schon einen gewissen Einfluss. Allerdings sehe ich die Jungs nur beim Sport. Ich mer-

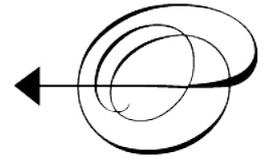
ke nicht immer, ob jemand zuhause Probleme hat, geschlagen wird, oder selbst auf die Straße geht und sich prügelt oder klaut. Wenn ich es mitbekomme, spreche ich die Jungs darauf an. Oder ich rede mit ihren Familien. Ich benutze das Training, damit sie gar nicht mehr dazu kommen, Scheiße zu bauen. Zwei von zehn kannst du so gerade biegen. Das ist schon echt viel.

Du hängst viel mit Bonez MC und Gzuz ab. Das sind zwei harte Gangster. Wie passt das zu dir?

Der Lifestyle ist schon sehr unterschiedlich. Ich mache lieber meinen Sport und brauche einen klaren Kopf. Aber es sind trotzdem meine Freunde, wir haben den gleichen Ursprung. Das sind Menschen, die du magst, obwohl du ihre Macken kennst. Umgekehrt ist das genauso, ich bin schließlich auch nicht immer der Samariter. ■







DER HAGELBARON

Wenn Frau Holle einen Pilotenschein hätte, würde sie bei Georg Vogl arbeiten. Er leitet die Fliegerstaffel der Rosenheimer Hagelabwehr. Vogls Kampf gegen das Wetter ist so leidenschaftlich wie umstritten

TEXT: **Jana Anzlinger**

ILLUSTRATION / FOTO: **Alexander Scharf / Jana Anzlinger**

Dieser Cumulonimbus macht ihm schon den ganzen Tag Sorgen. Georg Vogl hat die Haufenwolke vom Büro aus beobachtet. Nun fährt er die Serpentina im oberbayerischen Alpenvorland entlang zum Flugplatz. Immer wieder verlangsamt er seinen Geländewagen, um aus dem Fenster zu schauen.

Hinter einem Tannenwäldchen liegt der Flugplatz Vogtareuth. Im Hangar parken die beiden Leichtflugzeuge der Hagelabwehr Rosenheim. Sie heißen Hannelore und Käthi.

Wenn die Wetter-Radar-App den Cumulonimbus auch verdächtigt, wird Vogl fliegen. Er wird unter die Wolke gleiten, er wird nach Aufwinden suchen. Dann wird er schießen.

Beim Rosenheimer Landratsamt leitet Georg Vogl die Naturschutzstelle und nebenbei die Hagelabwehr. Als einer von sechs Hagelschützen fliegt er rund einmal im Monat. An den Tragflächen von Käthi und Hannelore sind Generatoren angeschraubt. Sie erhitzen eine Mischung aus Silberiodid und Aceton: Vogls Munition. Wenn er verhindern will, dass es hagelt, schießt er Silberiodid-Rauch in die Aufwinde. Der soll in die Gewitterzelle aufsteigen, damit seine Teilchen sich mit den Wassertropfen aus der Wolke zu winzigen Eiskristallen verbinden. Der Niederschlag soll fallen und auf dem Weg nach unten tauen. So hat er keine Zeit, sich zu großen Hagelkörnern zu verklumpen.

Mit dem Smartphone in der Hand steht der Pilot auf der einzigen Landebahn des Flugplatzes. In der App ist die verdächtige Stelle gelb eingefärbt. „Dachte ich mir doch,

dass das eine Gewitterzelle ist“, brummt Vogl. Die Haut des 58-Jährigen ist vom Mountainbiken gebräunt, am Kinn sprießen graue Bartstoppeln. Vogl trägt eine selbsttönende Brille, die an die 70er Jahre erinnert. Trotz der Sehschwäche wollte er immer Pilot werden. Nach dem Wehrdienst bewarb er sich beim Landratsamt. Der Deal: ein Bürojob als Beamter und eine Ausbildung zum Hagelschützen.

Wenn die gelbe Stelle in der App grün wird, heißt das Entwarnung. Wenn sie rot anläuft oder wächst, muss Vogl sofort handeln. Hagel zerstört nicht nur Ernten, sondern, je nach Größe, auch Autos und Dächer und kann sogar Gehirnerschütterungen verursachen.

Die Arbeit der fünf Hagelfliegerstaffeln in Deutschland ist umstritten. Meteorologen meinen, dass die Methode nicht funktioniert. „Wir haben in 70 Prozent der Fälle Erfolg“, entgegnet Vogl. Das Problem: Im Nachhinein kann niemand beurteilen, ob es ohne seinen Einsatz gehagelt hätte. Ende der 80er gab das Rosenheimer Amt eine Studie in Auftrag. Nach sechs Jahren ohne Ergebnis wurde sie beendet. Vogls Herzensprojekt war in Gefahr. Doch viele Bewohner der 4800 Quadratkilometer großen Hagelrisikozone standen hinter der Fliegerstaffel. Vogl gründete mit Lokalpolitikern eine Art Unterstützer-Allianz: den Verein zur Erforschung der Wirksamkeit der Hagelbekämpfung im Raum Rosenheim. Seitdem rechtfertigen tausende Mitglieder, dass das Landratsamt die Flieger finanziert.

Auf dem Flugplatz ist es still. Die Gewitterzelle ist nicht mehr gefährlich, zeigt der Radar. Georg Vogl steckt sein Handy in die Tasche und schaut den Cumulonimbus grimmig an. Der verzieht sich in Richtung Stratosphäre. ■

NACH DEM STURM

Was passiert, wenn der böse Wolf in ein Dorf kommt?
Im Sommer 2011 zogen zwei aus dem Gefängnis entlassene Vergewaltiger nach
Insel in Sachsen-Anhalt. Die Bewohner protestierten, die beiden blieben.
Ein Besuch, fünf Jahre danach

TEXT: Jesko zu Dohna & Michaela Schwinn

FOTO: Erol Gurian



Insel hat seine Idylle wieder. Die Morgensonne taucht die Straßen in warmes Licht. Verlassene Dorfgassen schlängeln sich vorbei an alten Höfen und neu angelegten Vorgärten. Eine Frau in Warnweste bläst Laub von der Einfahrt. Als ein Auto um die Kurve biegt, schaut sie kurz auf, blickt mit zusammengekniffenen Augen auf das Kennzeichen. Hinter verschlossenen Toren kläffen Hunde. Sonst herrscht Stille.

Nichts erinnert mehr an die Proteste, die Insel vor fünf Jahren in die Schlagzeilen brachten. Der Ort in der Altmark wurde in der Öffentlichkeit zum „Nazi-Dorf“, seine 450 Bewohner zum „tobenden Mob“. Über ein Jahr protestierten Demonstranten vor einem grauen Bauernhaus im Ortskern. Mit Tröten und klapperndem Kochgeschirr belagerten sie die Straße zum Hof. Neonazis mischten sich unter die Menge und versuchten, das Grundstück zu stürmen. Später kamen Ministerpräsident Reiner Haseloff (CDU) und ein Bus mit 70 Landtagsabgeordneten, einige von ihnen hielten als Gegendemonstration ein Banner in die Luft: „Die Würde des Menschen ist unantastbar!“

Der Grund für all das: Hans-Peter W. und Günter G. In den 70er und 80er Jahren hatten sie mehrere Frauen vergewaltigt, waren zu Haft und anschließender Sicherungsverwahrung verurteilt worden. Gutachter hielten sie für so gefährlich, dass ihr Aufenthalt im Gefängnis immer wieder verlängert wurde. Bis ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte die nachträgliche Sicherungsverwahrung für rechtswidrig erklärte. 2010 kamen die Männer frei, wurden in Freiburg rund um die Uhr von acht Beamten bewacht.

Monatelang bemühten sie sich um eine eigene Wohnung – erfolglos. Edgar von Cramm, ein Tierarzt, der die Wellensittiche von G. in der JVA behandelt hatte, vermietete ihnen schließlich seinen Hof in Insel. Nach vier Wochen kam alles raus, Horrorgeschichten gingen um, manche Anwohner trauten sich nachts nicht mehr aus dem Haus.

„Sie wollen nicht, dass wir den Kindern beim Baden zusehen“

Inzwischen ist das Dorf zur Ruhe gekommen. Der Alltag schluckte die Stimmen der Ablehnung, den offenen Hass. Doch wie leben die Menschen in Insel fünf Jahre nach den Protesten, den Anfeindungen? Was wurde aus all der Wut?

Auf seiner selbstgezimmerter Veranda hat Günter G. den besten Ausblick. In Filzsocken steht er auf dem feuchten Holz. Eine Hand in der Hosentasche, die andere bewegt er durch die Luft wie ein Dirigent. Sein Finger zeigt erst auf die neu gepflanzten Rosen, dann auf die Scheune, in der er 20 Hühner hält. Am Nachbarzaun bleibt der Zeigefinger stehen. Spanplatten und Plastikplanen versperren die Sicht. „Die haben sie wegen uns an den Zaun genagelt“, murmelt G. „Sie wollen nicht, dass wir den Kindern beim Baden zusehen.“ Er sackt in einen der Rattansessel. Den Zigarettenrauch zieht er tief ein, bevor er weiterredet. „Ich weiß nicht, warum die Leute Angst vor uns haben“, sagt er, „wir lauern ja nicht hinter den Büschen“. G. ist 69 Jahre alt. Sein letztes Opfer war 15. Er vergewaltigte das Mädchen vier Mal in einer Nacht, betrunken und mit vorgehaltenem Messer. 26 Jahre saß er dafür im Gefängnis. Die Zeit hat Spuren hinter-

lassen. Dunkle Schatten liegen unter den kleinen Augen. Über die Arme laufen tiefgestochene Tattoos. Die Sicherungsverwahrung sei schlimm gewesen, menschenunwürdig, sagt G. Sie sei ein Fehler der Justiz.

Eine unsichtbare Mauer trennt den Hof der Männer vom Rest des Dorfes. Mit jedem Protestmarsch, jeder Beschimpfung wurde sie höher. Fünf Jahre später ist sie unüberwindbar geworden. Die meisten Einheimischen machen einen Bogen um das Haus. Keiner will dort Eier kaufen. Alle paar Wochen lassen die Männer sie von der Tafel in Stendal abholen. G. verlässt den Hof nur, um mit dem Mofa in die Stadt zu fahren. Dort geht er zum Arzt, kauft ein. W., der nicht mit der Presse reden will, arbeitet tagsüber in einem Steinbruch. Wenn die Männer mit Hündin Ebbi eine Runde drehen wollen, fahren sie raus in die Natur, raus aus dem Dorf. Mit den Leuten hier wollen sie nichts mehr zu tun haben.

Alle paar Tage holpern in Insel Verkaufswagen über das Kopfsteinpflaster. Erst der Metzger, dann der Bäcker. Das nächste Geschäft ist in Stendal, zwölf Autominuten entfernt. In Insel sieht es aus wie in vielen Dörfern Sachsen-Anhalts: verfallene Häuser, wenig Arbeit, wenig Leben. Die Bäckereiverkäuferin lächelt hinter dem Tresen. Zwei Frauen kaufen Nussecken und Schrippen. „Die Vergewaltiger? Ach Gott, die grüße ich nicht“, sagt die eine. „Lebt der Alte überhaupt noch? Ich dachte, der ist schon tot“, sagt die andere. „Ja, besser wär’s, wenn die bald sterben“, antwortet die erste.

Viele Anwohner, die damals Plakate malten und in Tröten bliesen, haben

„Das Ganze in Insel ist ein Dilemma, bei dem jeder Recht hat. Die ehemaligen Verbrecher genauso wie die Anwohner. Trotz der Ängste können wir als Gesellschaft nicht anders. Wir müssen bei der Resozialisierung von den Leuten Opfer einfordern, auch wenn es wehtut“

Bernd Maelicke, Experte für Resozialisierung

ihren Frieden gefunden. „Am Anfang bin ich bei den Demos mitgelaufen“, sagt ein Mann in weißem Unterhemd, der gerade Einkäufe auslädt. „Aber sie verhalten sich ruhig. Also passt das.“ Von den lautstarken Protesten ist wenig geblieben. Und doch liegt Wut und Enttäuschung in den Stimmen. „Wir hatten ja keine andere Wahl“, sagt eine Frau in Blumenkleid. Die Politiker verließen Insel wieder. Die beiden Männer blieben. Eine kleine Gruppe von Dorfbewohnern will sich nicht damit abfinden. Auch nach fünf Jahren treffen sie sich immer freitags zum Spaziergang. Zum stillen Protest. Ohne Plakate und Geschrei, aber mit einer klaren Botschaft: Wir wollen euch hier nicht haben.

„Man verlangt etwas, das man selbst nicht erfüllen kann“

Bernd Maelicke hat Erfahrung mit Fällen wie Insel. Das Ganze sei ein Dilemma, bei dem jeder Recht habe, sagt der Experte für Resozialisierung. Die ehemaligen Verbrecher genauso wie die Anwohner. „Trotz der Ängste können wir als Gesellschaft nicht anders“, sagt Maelicke. „Wir müssen von den Leuten bei der Resozialisierung dieses Opfer einfordern, auch wenn es wehtut.“ Die Furcht der Einheimischen müsse man ernst nehmen. Keiner finde es schön, wenn entlassene Sexualstraftäter zu Nachbarn werden. „Man verlangt von den Menschen in Insel etwas, das man selbst nicht erfüllen kann.“

Renate Brunner* hat keine Angst. Gegenüber von Günter G. sitzt sie am Küchentisch und rührt in ihrer Kaffeetasse. Oma, wie G. sie nennt, war damals eine der wenigen, die sich gegen die Dorfgemeinschaft stellten. Sie besuchte die Männer, hörte ihnen

zu. Seitdem kommt sie regelmäßig vorbei. Ab und zu klingeln auch ihre Enkelkinder bei den Männern. Dann holen sie Ebbi zum Gassi gehen. Auch einige andere im Dorf dachten so wie Brunner. „Sie haben sich aber nicht getraut“, sagt sie. „Sie hatten Angst, als Verräter zu gelten, wie ich.“

Zehn Kilometer entfernt sitzt Oberbürgermeister Klaus Schmotz im frisch renovierten Stendaler Rathaus. Die Sache mit Insel bewegt ihn immer noch. Seit 2012 ist der Christdemokrat für das Dorf zuständig. Nach dem Rücktritt des Bürgermeisters Alexander von Bismarck hat sich in Insel kein neuer Ortsrat gebildet. Schmotz erzählt, ein Bürger habe damals zu ihm gesagt: „Wenn ich mich aufstellen lasse, habe ich das Thema gleich wieder an der Backe. Kümmer dich drum, die müssen weg.“ Bei den letzten drei Worten haut der Bürgermeister mit der Faust auf den Tisch. „Das Ganze haben die Dorfbewohner uns, der Politik, übel genommen“, poltert Schmotz. „Die Menschen haben nur aufgegeben, weil sie merkten, sie rennen gegen eine Wand.“ Dass alles so aus dem Ruder gelaufen ist, kreiidet Schmotz dem Freiburger Tierarzt Edgar von Cramm an: „Ich nehme ihm übel, dass er so unsensibel gehandelt hat. So was bleibt nicht geheim in einem Dorf.“ Wenn es nach Schmotz gegangen wäre, hätte man die Leute informieren müssen, anstatt sie vor vollendete Tatsachen zu stellen. Aber genau das wollten Hans-Peter W. und Günter G. beim Umzug eben nicht: dass alle wieder wissen, wer sie sind.

Schuld an der Eskalation in Insel seien die Behörden, sagt Sozialwissenschaftler Maelicke. Zwar hätten die Bürger kein Recht auf Information, erklärt er. Aber hinter dem Rücken

der Gesellschaft bekomme man das nicht hin: „Bürgermeister, Lehrer und Pfarrer müssen Bescheid wissen. Sie sollen mit Anwohnern sprechen, inwieweit ihre Ängste berechtigt sind.“

„Es wird so bleiben im Dorf, es wird nicht besser“

Dem Vermieter macht er keinen Vorwurf. „Der Mann hat mit gutem Willen gehandelt. Solche Leute brauchen wir für die Resozialisierung.“ Cramm selbst würde sich wieder so verhalten. „Wenn ich den Bismarck gefragt hätte, hätte er mir das ausgeredet.“ Es sei sein Grundstück, er müsse niemanden fragen, an wen er vermiete. Obwohl er eingesteht, die Dynamiken unterschätzt zu haben. Als er während der Demos sein Auto in Insel reparieren ließ, hing danach ein Zettel an der Werkstatt: „Wenn du noch einmal den Trabbi vom Cramm flickst, brennt dein Haus!“

Günter G. verabschiedet Brunner am Gartentor. Während er zurück zur Veranda schlurft, verfangen sich seine Gummischuhe im Gras. „Es wird so bleiben im Dorf, es wird nicht besser. Jetzt ist es zu spät“, sagt er. „Hätte ich mich damals erklärt, wäre vielleicht ein anderes Bild entstanden.“ Aber mehr als stille Akzeptanz der Bürger könne man in solchen Fällen nicht erwarten, sagt Bernd Maelicke, das sei ja schon recht viel. „Denn wenn ein ehemaliger Vergewaltiger vor die Bürger tritt, geht das schief“, sagt er. „Dem wird keiner glauben.“ Die Täter seien entlassen worden und hätten fünf Jahre keine Straftaten mehr begangen: „Was will man mehr?“, sagt Maelicke. „Eigentlich ist der Fall in Insel doch ein wunderbarer Erfolg.“

* Name geändert

WO STEHT'S?

Ob Märchen, Computerspiele oder die Bibel – jede Geschichte hat ihre Helden. Verbinde, wer sich durch welche Handlung kämpft

IDEE & UMSETZUNG: **Jana Anzlinger, Cathrin Schmiegel & Lukas Schöne**

1 Der Held steuert ein Schiff, auf dem einige Familienmitglieder und Bekannte sowie viele Tiere mitfahren. Der Sohn des Helden ertrinkt.

A Die Netflix-Serie Orphan Black

2 Die Heldin trifft auf eine Frau, die genauso aussieht wie sie selbst. Durch sie lernt sie weitere Ebenbilder kennen. Sie verbünden sich, um nach ihrem Schöpfer zu suchen.

B Das Computerspiel Grim Fandango

3 In einem Land ist es gesetzlich verboten, Obdachlosen Almosen zu geben. Die Heldin gibt einem Mann dennoch etwas zu essen. Und wird von der Justiz hart bestraft.

C Lebensgeschichte des US-Politikers Joe Biden

4 Die beiden Helden sind ein Geist und ein Dämon. Dieser lebt in einem Tal voller moosüberwachener Ruinen, durch das ein roter Fluss fließt. Der Geist jagt gern Mondstrahlen.

D Koran Sure 11

5 Der Held steht mit einem Mann auf einem Berg, sie blicken in die Ferne. Der Mann verspricht dem Helden: Alles, was sie sehen, könne bald ihm gehören. Er verlangt nur einen Gefallen. Doch der Held lässt sich nicht erpressen und lehnt ab.

E Das Buch Die Kunst des Krieges von Sun Tsu

6 Der Held lügt. Das macht er allerdings nicht aus Böswilligkeit. Er will eine junge Frau beschützen und rettet ihr damit schließlich das Leben.

F Tausendundeine Nacht

7 Der Held schickt Menschen auf eine Reise in die Unterwelt. Bösewichte sind daran schuld, dass viele Menschen zu Fuß durch das Land der Toten in diese Welt gehen müssen, die weit entfernt und von Dämonen bewohnt ist.

G Die Kurzgeschichte Memory von H.P. Lovecraft

8 Der Held heiratet seine große Liebe, obwohl ihre Eltern dagegen sind. Sie bekommen drei Kinder. Doch nach wenigen Jahren werden die Frau des Helden und seine kleine Tochter getötet.

H Bibel (Matthäus 4,1-4,11)

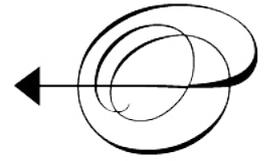
9 Auf der Rinde eines Baums steht etwas eingeritzt. Weil es dunkel ist, entfacht der Held ein Licht, um die Botschaft lesen zu können. Und wird von Pfeilen durchbohrt. Die Schrift am Baum: „Unter diesem Baum wirst du sterben.“

I Schneewittchen von den Gebrütern Grimm

Lösung: 1D, 2A, 3F, 4G, 5H, 6I, 7B, 8C, 9E



DER
TRAUM
VOM



Gold

TEXT & FOTOS: **Nadine Cibu**

Vom Aschenputtel zur Prinzessin, aus der Armut zur gefeierten Sportheldin – für die Teilnahme an den Olympischen Spielen kämpft die Tunesierin Marwa Bouzayani jeden Tag. Auf und abseits der Tartanbahn

Marwa Bouzayani helles Seidenkopftuch färbt sich an den Seiten dunkelgrün. Den Schweiß wischt sie mit dem rechten Ärmel ihres Langarmshirts weg. Die Sonne brennt auf die Tartanbahn im Leichtathletikstadion in Rades. Und auf die Haut der anderen fünf Hindernisläuferinnen, die knappe Shorts und T-Shirts tragen. Bouzayani spürt die Strahlen nur auf dem Gesicht und auf den Händen. Nervös zupft sie an dem roten Überzieher, den sie über ihrem Sportshirt trägt. Ein weißes Stoffschild klebt darauf: *Tunisie, 326*. Bouzayani leuchtet rotweiß, in den Farben ihrer Landesflagge. Sie atmet ein letztes Mal tief aus. Dann bringt sie ihre Arme und Beine in Startposition für den 3000-Meter-Lauf. Knall. Bouzayani rennt los.

Nur eins von sechs Geschwistern konnte weiter in die Schule

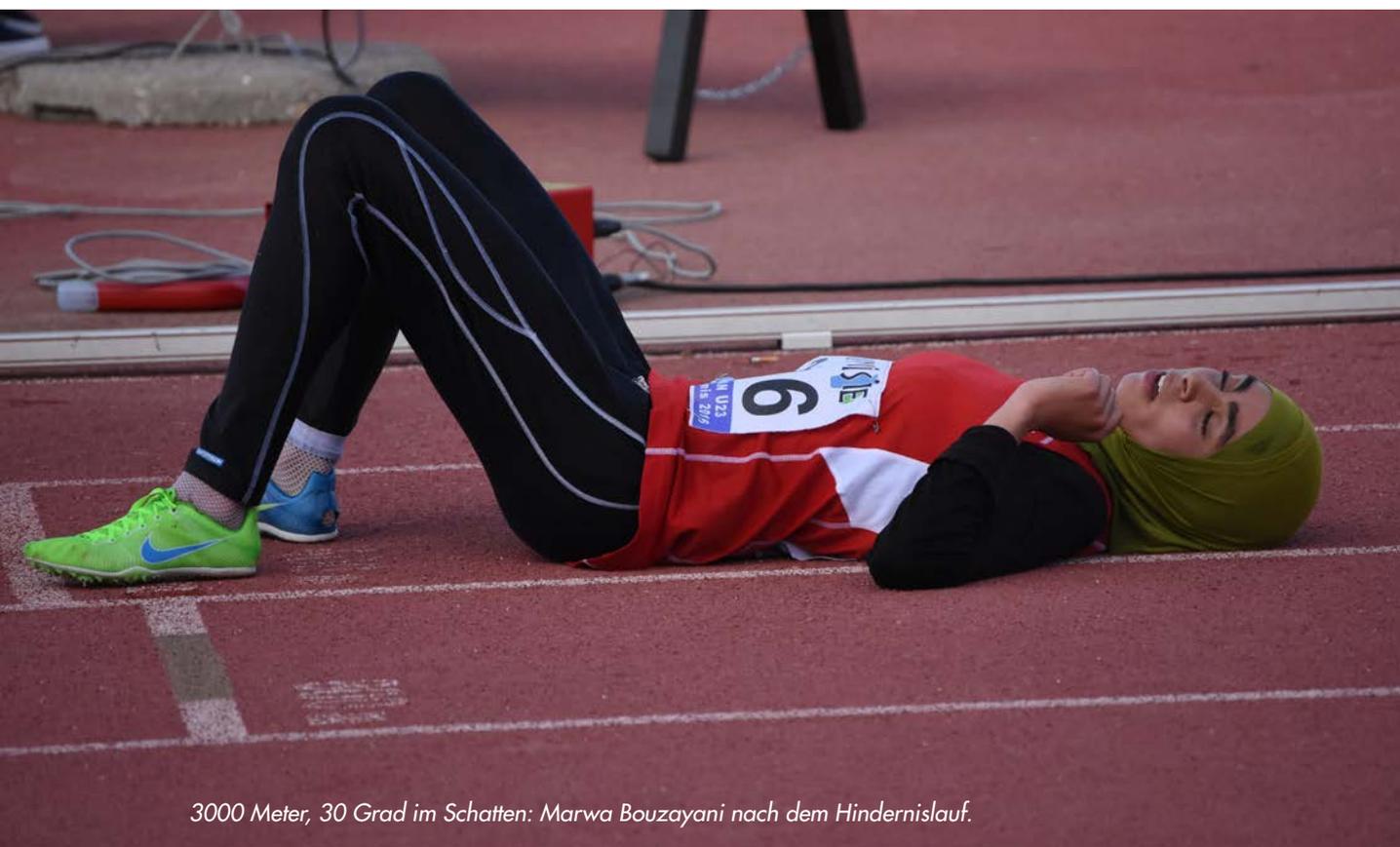
Auf den Wiesen rund um die Südseite des offenen Stadions liegen junge Tunesier und feuern ihre Freunde an. Über die Nordseite erstreckt sich eine

weitläufige Tribüne. 3000 Menschen hätten Platz. Es sind die Mittelmeerspiele, doch nur ein paar Dutzend Zuschauer haben den Weg nach Rades auf sich genommen. Ein massives Metaldach schützt sie vor der Hitze. Die Treppen zur Ehrentribüne sind brüchig. Nur dort oben gibt es Sitzkissen. Und den besten Blick auf das Stadion. Die Einheimischen nennen das Gelände die nationale Sportstadt. Es wurde gebaut, damit das nordafrikanische Land Veranstaltungen austragen kann, die für den Zusammenhalt des Volkes stehen. Als ein Zeichen gegen Extremismus und Terrorismus. An diesen Leichtathletik-Mittelmeerspielen nehmen Sportler unter 23 Jahren teil. Sie sind aus Ländern der Mittelmeerregion wie Spanien oder Griechenland angereist. Die Disziplin der 19-jährigen Marwa Bouzayani ist der Hindernislauf.

Erst Ende der fünfziger Jahre wurden Tunesierinnen allmählich in den Schulsport integriert. Ein knappes Jahrzehnt dauerte es, bis sich Sportlerinnen in die Weltspitze vor-

gekämpft hatten und öffentlich wahrgenommen wurden. Bei den Mittelmeerspielen gewann das erste Mal eine tunesische Leichtathletin eine Goldmedaille. Mittlerweile sind Frauen und Männer im Sport gleichwertig. Dennoch müssen Tunesierinnen noch immer gegen konservative Rollenverständnisse kämpfen. Besonders in ärmeren Regionen des Landes sind Frauen den Männern untergeordnet. Die fehlenden finanziellen Mittel hindern sie daran, sich eigene Ziele zu stecken. Stattdessen müssen sie gemeinsam mit den Kindern ihr Überleben sichern.

Für Bouzayani war die Leichtathletik eine Chance, der Armut zu entkommen. Bei ihren zwei Schwestern und drei Brüdern reichte das Geld weder für eine weiterführende Ausbildung noch für eine sportliche Karriere. Als Jüngste konnte sie mehr erreichen. Zwei Männer halfen ihr dabei: ihr Vater und ihr Trainer. Sie investierten in Bouzayanis Zukunft. Der eine Liebe und Aufopferung, der andere Ermutigung und Hartnäckigkeit.



3000 Meter, 30 Grad im Schatten: Marwa Bouzayani nach dem Hindernislauf.

Ein Sieg veränderte Marwas Leben

Bouzayani läuft auf den Wassergraben zu. Es ist die zweite Runde und sie liegt in Führung; mittlerweile ist es knapp 30 Grad heiß. Doch Bouzayani muss durchhalten. Die Italienerin läuft nur eine Schrittlänge hinter ihr. Die beiden Jungathletinnen biegen um die Kurve und rennen auf das Hindernis zu. Bouzayani kann nicht mithalten. Ihre Konkurrentin läuft als erste durch den Wassergraben.

Marwa Bouzayanis erste Hürde war ein verpasster Bus. Sie war elf Jahre alt, damals wie heute fand ein jährlicher regionaler Sportwettbewerb für alle Schulen statt. Bouzayani kannte bis zu diesem Tag kein Training. Wer seine Kinder fördern wollte, musste zahlen. Und das konnte ihr Vater nicht. Sporthallen gab es keine. Laufen war für Bouzayani ein Zeitvertreib, der Wettbewerb ein Spiel.

An diesem Vormittag kam Bouzayani eine halbe Stunde zu spät. Das Schulgelände war leer. Es fuhr kein Bus mehr, der das Mädchen zum Wettbewerb bringen konnte. Bouzayani wollte es nicht glauben. Vier Stunden verharrte sie vor dem Schulhaus. „Ich habe gehofft, dass irgendjemand kommt und mich begleiten wird“, sagt sie. Doch es kam niemand. Den ganzen Heimweg weinte sie. Zuhause nahm der Vater seinen „kleinen Pudel“ – so nennt er sie – in den Arm. Er streichelte ihr über das Gesicht und sagte: „Nächstes Jahr begleite ich dich. Ganz früh. Dann wirst du den Bus nicht verpassen.“

Im nächsten Jahr erreichten Bouzayani und ihr Vater die Bushaltestelle eine Stunde vor der Abfahrt. Endlich war es soweit: Die Zwölfjährige lief zum ersten Mal eine Strecke von

1500 Metern. Sie hielt durch und wurde Erste. Sie ging als Gewinnerin nachhause. Der Sieg sollte ihr Leben verändern.

Eine Leidenschaft, zwei unterschiedliche Sportlerinnen

Dritte Runde. Die Algerierin nähert sich. Sie versucht zu überholen. Bouzayani zieht an. Vor ihr liegen noch zwei Runden. Sie kneift kurz die Augen zu, vor sich noch immer die Italienerin. Sie muss sich konzentrieren. In der Ferne vermischen sich die Jubelrufe „Los, Marwa!“ zu einem rhythmischen Sausen.

Vom grünen Hügel aus verfolgt eine junge Frau das Rennen. Sie ist Stabhochspringerin im tunesischen Nationalteam. Ihr schwarz gelocktes Haar trägt sie offen, die Aufschrift *Tunisia* ziert ihr enges, weißes Tanktop. Auf ihren Beinen liegt ihr Handy. In der Sonne glänzt auf der Hülle die Aufschrift „Feel Your Run“. Dorra Mahfoudhi kennt Bouzayani nicht persönlich. Nur die Leidenschaft für den Sport und der Traum vom olympischen Gold verbinden die jungen Frauen. Sonst könnten beide nicht unterschiedlicher sein.

Die 23-jährige Mahfoudhi gehört zu den jungen Tunesierinnen, die in einem toleranten Umfeld aufgewachsen sind. Die Selbstbewusstsein und Stolz ausstrahlen. Mahfoudhis Französisch ist fließend. Ihre Gesten sind ruhig und bedacht. Zwischen Männern und Frauen sieht sie keinen Unterschied. Mahfoudhi fühlte sich von ihren Eltern nie benachteiligt. Ihre Brüder mussten genauso im Haushalt mithelfen wie sie.

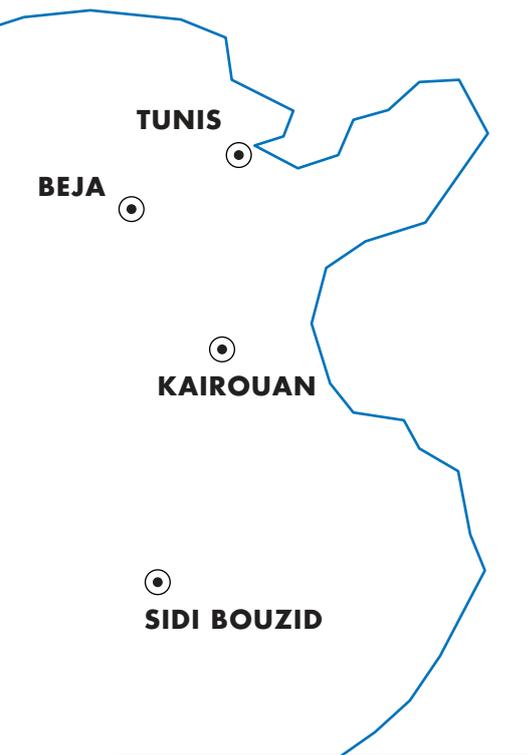
Mahfoudhi wuchs in einer kleinen Stadt namens Beja auf, 102 Kilometer westlich von Tunis. Ihr Vater arbeitet als Kinderarzt, ihre Mutter als

Laborantin im Krankenhaus. Wie ihre beiden älteren Brüder begann Mahfoudhi im Alter von sechs Jahren mit Gymnastik. Bereits in der Grundschule trainierte sie in der Mittagszeit, während die anderen Schülerinnen Pause hatten. Schulschluss bedeutete für Mahfoudhi: zurück in die Sporthalle, weitertrainieren.

Solange sie gute Noten nachhause brachte, unterstützen die Eltern ihren Ehrgeiz. Dieser führte sie mit 15 Jahren in die tunesische Nationalmannschaft. Disziplin: Stabhochsprung. Ihr fehlte es an nichts. Mahfoudhis Eltern sorgten für das Nötigste. Den Rest erkämpfte sie sich selbst. Und das wollte sie auch.

Dennoch sieht Dorra Mahfoudhi die Herausforderungen für arabische Frauen im Sport kritisch. Als junge Stabhochspringerin musste sie sich ihren männlichen Trainern unterordnen, deren konservativen Anweisungen folgen. Bei internationalen Wettkämpfen verboten sie Mahfoudhi mit Jungen ihres Alters zu sprechen. Die Jugendliche konnte sich weder wehren noch die Mentalität der Teamchefs ändern. Die Verbote waren für Mahfoudhi eine moralische Zensur. Sie fühlte sich erniedrigt. Oft wollte sie ihren Standpunkt erklären. Mitteilen, dass sportliche Veranstaltungen ihr die Chance bieten, von anderen Kulturen zu lernen. Niemand wollte ihr zuhören.

Mit 23 Jahren lässt sich Mahfoudhi nicht mehr unterdrücken. Sie wisse genau, wie sie mit diesen Menschen umzugehen habe, was sie ihnen entgegen würde: „Ich bin frei, ich kann mich unterhalten, mit wem ich will. Wenn die meinen, dass ich dadurch jemandem schade, dann ist das ihr Problem. Wir haben nicht die gleiche Mentalität!“



Zwischen Schule und Karriere als Sportlerin

Die Italienerin läuft nur eine Nasenlänge vor ihr. Bouzayani ergreift die Chance. Sie beschleunigt. Beide Frauen biegen um die Kurve. Bouzayani schiebt sich an ihrer Gegnerin vorbei. Noch eine Runde. Ihre Fans feuern sie noch lauter an. Nur ihr Vater fehlt.

Marwa Bouzayanis Vater ist Landwirt, sein Geld reichte nicht für die Reise. Mit seiner Familie lebt er in einer ländlichen Region im Distrikt von Regueb, 37 Kilometer von Sidi Bouzid entfernt – der Stadt der tunesischen Revolution. Seit Jahren ringt Sidi Bouzid mit Armut und Arbeitslosigkeit. Bouzayanis Vater besitzt ein Stück Land, einige Ziegen und Schafe. Was er verdient, muss zum Überleben reichen. Kleinere Bauern wie er leiden auch nach der Revolution im Jahr 2010 unter Isolation und fehlender Infrastruktur. Finanzielle Unterstützung fließt nach wie vor in die größeren Regionen wie die Hauptstadt Tunis im Norden des Landes.

Bouzayani und ihr Vater telefonieren täglich. Auch am Morgen vor dem Wettkampf hat sie auf seinen An-



ruf gewartet. Sie saß auf der Terrasse eines Hotels im Touristenviertel Gammarth. Aus dem Schatten des Sonnenschirms beobachtete sie die schimmernden Sonnenstrahlen auf dem Hotelpool. Immer wieder griff sie in ihre Jackentasche und knabberte Kürbiskerne. An diesem Wochenende teilte sie sich ein Zimmer mit einer Teamkollegin. Unruhig wippte sie auf dem Stuhl. Vielleicht war es gar nicht die Aufregung vor dem Wettkampf. Sie fieberte hin auf eine andere, ebenfalls existentielle Prüfung: den zweiten Teil ihres Abiturs, wenige Stunden nach dem Hindernislauf.

Die erste Hälfte hatte Bouzayani vor knapp 18 Stunden bewältigt. In Sidi Bouzid, das 280 Kilometer vom Hotel entfernt liegt. Bouzayani wechselt seit acht Jahren zwischen Schule und Sportplatz. Doch aufgeben will sie nichts von beidem, kann sie nicht. Als Einzige in der Familie hatte sie das Privileg, die Schule weiterzuführen.

Habiba Ghribi, ein Vorbild für junge Tunesierinnen

Die letzte Runde. Mit aller Kraft hält Bouzayani ihre Geschwindigkeit. Ihre Freunde auf der Tribüne schreien: „Los, Marwa, du schaffst das, los!“ Doch die algerische Läuferin überholt sie kurz vor der Ziellinie. Bouzayani lässt sich auf die Tartanbahn fallen. Verdeckt mit beiden Armen die Au-

gen. Einige Minuten liegt sie einfach nur da. Bouzayani weiß in diesem Moment noch nicht, dass ihr zweiter Platz zur Qualifikation für die Jugendweltmeisterschaft gereicht hat.

Bei den Juniorweltmeisterschaften nahm früher auch Bouzayanis Idol teil, Habiba Ghribi. Für viele junge Tunesierinnen ist sie ein Vorbild. Sie verkörpert Kampfgeist und Durchhaltevermögen und lebt den Traum der jungen Läuferin Bouzayani. Auch Ghribi trainierte zeitweise im Stadion von Rades. Die mittlerweile 32-Jährige befreite sich aus den armen Verhältnissen ihres Heimatorts Kairouan und kämpfte sich zu den Olympischen Spielen in London 2012 durch. Sie siegte gegen die fehlende Unterstützung und die mangelnden Ressourcen in ihrem Land. Ghribi setzt sich dafür ein, dass die gesetzlich bestimmte Gleichberechtigung in der Gesellschaft umgesetzt wird, auch im Sport. Dass keine extremistischen Ansichten gewinnen. Dass sich arabische Sportlerinnen bei Wettkämpfen frei bewegen können.

Ghribi wurde wegen ihres freizügigen Outfits bei den Olympischen Spielen in London überschüttet mit Hasskommentaren von radikalen Islamisten. Auf sozialen Netzwerken wurde gegen die Sportlerin gehetzt: Sie beschäme die tunesische Frau. Man solle ihr die Staatsbürgerschaft



Sie ist die tunesische Nationalheldin: Habiba Ghribi (unten) holte 2012 in London olympisches Gold beim 3000-Meter-Hindernislauf, als erste Frau ihres Landes. Zwei junge Sportlerinnen wollen ihr nacheifern: Dorra Mahfoudhi (links) gewann bei den afrikanischen Juniorenmeisterschaften Gold. Marwa Bouzayani (rechts) steht noch am Anfang ihrer Karriere.

entziehen. Die 32-Jährige ließ sich nicht beirren. 2015 wurde Ghribi zur arabischen Frau des Jahres gewählt. Und das in den Vereinigten Arabischen Emiraten. Habiba Ghribi repräsentiert das neue Tunesien. Jemanden, der sich bei jedem öffentlichen Auftritt für die Rolle der tunesischen und arabischen Frauen stark macht. Auf der Pressekonferenz vor dem Start dieser Leichtathletikspiele sagte die Olympiasiegerin: „Ich widme meine Medaille den tunesischen Frauen. Und ich bin stolz, die tunesische und arabische Frau mit Würde zu repräsentieren.“

Zwei Männer unterstützten Bouzayani

Der Traum vom Gold kam Marwa Bouzayani erst vor einigen Jahren. Die Zwölfjährige besuchte damals seit kurzem ein Internat. In ihrem kleinen Heimatdorf gab es keine weiterführenden Schulen. Ihr Vater sparte noch mehr, um das nötige Geld für seine Tochter aufzutreiben. Wenn Bouzayani über diese Zeit spricht, zieht sie ihre Mundwinkel nach unten. „Es war schon hart, mich von meiner Familie zu entfernen“, sagt sie, „doch ich hatte keine andere Wahl“. Einmal in der Woche nahm ihr Vater den Bus und besuchte sie. Das waren die Momente, die Bouzayani bis heute liebt. Zweisamkeit mit ihrem „Baba“ – so nennt sie ihn. Anrufen konnte er sie

damals nicht. Es gab keine Telefonleitungen.

Für Bouzayani begann ein neues Leben. Binnen eines Jahres wurde sie Zweite beim interregionalen Schulfestwettbewerb und Erste beim nationalen. Mit nur einmal Schultraining pro Woche. An Freitagnachmittagen tobte sich die Tunesierin auf dem Sportplatz aus. Anschließend fuhr sie mit dem Bus nachhause, um ihren Vater bei der Arbeit auf dem Acker zu begleiten.

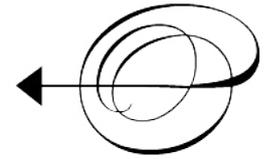
Ihr Sportlehrer und künftiger Trainer erkannte Bouzayanis Potenzial. Er hatte nur ein Ziel: sie in das Zentrum für Leichtathletik nach Sidi Bouzid zu schicken. „Da drüben hast du ein besseres Leben. Du kannst jeden Tag trainieren. Die ganz großen Sportler des Landes haben dort auch trainiert“, sagte er immer wieder zu ihr. „Und du kannst eine von ihnen sein.“ Bouzayani wollte nicht. Ihre Zweifel waren stärker. Und die 50 Kilometer Entfernung zu ihrem Vater zu viel.

Doch ihr Trainer gab nicht auf. „Das Zentrum wird vom Staat finanziert“, sagte er zu Bouzayani. „Dein Papa muss keine Gebühren mehr zahlen.“ Das war das entscheidende Argument. Sie lächelt, wenn sie sich an das darauffolgende Gespräch erinnert. „Baba, ich möchte in dieses Zentrum gehen“, bettelte sie. Ihr Vater schwieg.

Bouzayanis Mutter war dagegen, ihre Tochter so weit weggehen zu lassen. Dann nahm er sie in den Arm und sagte: „Ich liebe dich. Hau schon ab.“ Bouzayani steht auf der zweiten Stufe der samtüberzogenen Siegertreppe. Ihr wird eine Silbermedaille um den Hals gehängt. Tränen laufen über ihre Wangen. Mit beiden Armen hält sie die tunesische Flagge hoch. Durch die Lautsprecher ertönt jedoch die algerische Nationalhymne. Marwa Bouzayani ist heute Zweite geworden. Für sie ist das ein Sieg, der sie ihrem Traum vom Gold näher bringt. In einer Woche wird sie sich bereits als Gewinnerin fühlen: Da wird Bouzayani erfahren, dass sich die Doppelbelastung Sport und Schule gelohnt hat. „Bestanden! Gott sei Dank. Oh Gott!“ wird sie auf Facebook posten. Und 100 Likes darunter finden. ■







MACH MICH HEISS

Wenn niemand hinsieht, zündet das Mädchen seine Schwefelhölzer an. Auch Patrick Schneider versteckt sein Spiel mit dem Feuer. Flammen erregen ihn

TEXT: **Marlene Mengue**

ILLUSTRATION / FOTO: **Alexander Scharf / Privat**

Patrick Schneider* liegt auf einer Wolledecke im Garten, als er es zum ersten Mal spürt. Mit einem Schulfreund hat er Äste und Holzscheite gesammelt und auf einen Haufen gelegt. Sie haben ihn mit Benzin übergossen und mit einer Zündschnur in Brand gesteckt. Rauch strömt in den Himmel hinauf, als ein warmes Gefühl in seinem Schritt beginnt und sich im ganzen Körper ausbreitet. Ein paar Jahre später, als er 15 ist, wird Schneider klar, was er vorher nur geahnt hat: Feuer erregt ihn. Er genießt es, im Bett zu liegen und mit brennenden Streichhölzern an seiner nackten Haut entlangzufahren. Im Internet sucht er nach einer Bezeichnung für den Fetisch. „Dort war nur von Pyromanie die Rede, von zwanghafter Brandstiftung“, erzählt der 36-Jährige heute. Irgendwann findet er ein Forum für Pyrosexuelle. Ähnlich wie Pyromanen erregt es sie, Feuer zu machen. Doch anstatt Autos oder ganze Häuser zu verbrennen, steigern sie mit Fackeln oder Lagerfeuern ihre Lust. Schneider ist es wichtig, sich von Brandstiftern zu distanzieren. „Ich habe meine Impulse unter Kontrolle und zünde keine fremden Sachen an.“

Die Grenzen zwischen Pyrosexualität und Pyromanie sieht der Psychoanalytiker Heinz Golling allerdings fließend. „Wer mit dem Feuer spielt, will auch etwas verbrennen“, sagt er. „Selbst wenn die Flammen bei einem Lagerfeuer kontrolliert sind, haben sie immer eine zerstörerische Komponente.“

Gerade weil Feuer gefährlich ist, macht es Schneider an, damit zu spielen. „Feuer bedeutet auf der einen Seite Wärme und Geborgenheit, auf der anderen aber Zerstörung und Dominanz.“ Durch die Angst vor Bränden werde

das Element zunehmend aus der Gesellschaft verdrängt. „Es hat für mich etwas Verbotenes und damit Erregendes.“

Als Kind hatte Schneider Angst vor Feuer. Gleichzeitig war er fasziniert, wenn Mitschüler damit spielten und ihre Finger so langsam wie möglich durch eine Kerzenflamme führten. Als er sich traute, mit anderen Jungen zu zündeln, erwischten ihn seine Eltern. Sie versteckten alle Feuerzeuge im Haus. Schneider vermutet, dass das seine Lust am Spiel mit dem Feuer noch mehr anstachelte.

„Niemand wird mit einem Fetisch geboren“, erklärt Golling, „er wird konditioniert“. Wenn etwas verboten werde, sei es reizvoll. Manche Menschen würden durch ihren Fetisch gegen Vater und Mutter rebellieren.

Für Schneider ist Feuer viel mehr. Er spürt die Hitze auf seiner Haut, atmet den Qualm ein, hört, wie das Holz in der Hitze knackt und zischt. „Flammen erinnern mich an küssende Zungen“, schwärmt Schneider. „Besonders geil ist es, wenn die Hände meiner Partner nach verbranntem Papier riechen.“ Seine Ex-Freunde weihte er in seine Vorliebe ein. Sie ließen sich auf Spielchen mit Feuerzeugen ein, teilten seine Neigung aber nicht. Es wirkte erzwungen. Schneider war enttäuscht. Im Internetforum fand er Menschen, die genauso fühlten wie er. Was ihm jetzt noch fehlt, ist ein blickgeschütztes Grundstück: „Den Fetisch ohne Kamin oder Feuerstelle auszuleben, ist für mich ähnlich beklemmend wie Sex im Elternhaus.“ Umgeben von hohen Hecken und weit weg von Menschen, die sich von Rauch gestört fühlen, könnte er ein Feuer entzünden. Und sich seiner Lust hingeben. * Name geändert ■

TISCHLEIN, DECK DICH

Herbstzeit ist Apfelzeit. Eigens für 1001 kreierte Zwei-Sterne-Koch Diethard Urbansky vom Münchner Restaurant Dallmayr ein modern interpretiertes Schneewittchen-Menü – ganz ohne Gift. Alle Rezepte zum Nachkochen, nur Mut!

IDEE & UMSETZUNG: Jesko zu Dohna

FOTOS: Erol Gurian





„Bei uns im Restaurant werden alle Gerichte über längere Zeit entwickelt. Das Ganze geht nicht von heute auf morgen, sondern muss über Wochen und Monate reifen. Wir ändern nie einfach das gesamte Menü, sondern optimieren immer wieder einzelne Gänge. Da geht es manchmal um Nuancen. Dazu machen wir mit der ganzen Crew regelmäßig Brainstorming. Der Teamgeist muss einfach stimmen. Jeden Tag müssen alle Gas geben, sonst ist schnell mal ein Stern weg.“

*Diethard Urbansky,
Küchenchef beim Dallmayr*

Konzentriert: Diethard Urbansky (links) mit seinem Souschef Christoph Kunz (rechts).



„Jetzt geht die Apfelsaison richtig los, es gibt wieder alle Sorten. Das hört sich banal an, aber Apfel ist nicht gleich Apfel. Einzelne Sorten kann man raffiniert kombinieren, vor allem mit Fisch oder jetzt im Herbst mit Wildenten. Boskoop ist perfekt zum Schmoren und geht gut mit dunklem Fleisch. Granny Smith darf man nur roh verarbeiten: als Sorbet oder mit gepufftem Buchweizen. Die Produkte zum Menü für 1001 stammen aus der Region, Waller und Wildenten kommen aus Bayern.“

Diethard Urbansky

Waller mit Apfel, Sellerie und Schinkensud

Zutaten für 4 Personen 4 Wallerfilets mit Haut á 100g, Staudensellerie, 5 Granny-Smith-Äpfel, 100g grüner Speck, 500g Kochschinken, 500g Räucherschinken, 100g Eiweiß, 50g heller Essig, 5l Wasser, 1,5g Xanthan zum Binden, 400g Sellerie, 150ml Sahne, 150ml Milch, Butter, Muskatnuss

Zubereitung Stangensellerie: 4 Stangensellerie und 1 geschälten Apfel in Brunoise (sehr kleine Würfel) schneiden und im Verhältnis 2:1 mischen, restliche Brunoise für grünen Speck verwenden. Grüner Speck: Speck in dünne Scheiben schneiden, einzeln vakuumieren, bei 80 Grad 4 Minuten garen, in Eiswasser abschrecken. In Brunoise schneiden, in den Froster geben und mit restlichen Apfelbrunoise mischen. Welsfilets: Wallerhaut mehlieren und Filets auf der Haut in wenig Öl anbraten, nach 3 Minuten wenden und Haut abziehen. Butter zum Filet geben, fertig braten und mit Salz würzen. Speck-Apfel-Mischung obenauf geben und kurz gratinieren. Schinkensud: Schinken wölfen, mit Eiweiß und Essig mischen, alles in einen Topf geben, mit Wasser aufgießen, 6 Stunden leicht köcheln lassen. Flüssigkeit abgießen, kaltstellen, danach Fett abschöpfen. 200g Sud mit Xanthan binden. Selleriepüree: Selleriewürfel mit Milch und Sahne weichkochen, abgießen und Flüssigkeit auffangen, Sellerie fein mixen, so viel Flüssigkeit dazugeben, dass eine homogene Masse entsteht. Mit Salz und Muskatnuss würzen. Apfelpuder: Schale von 4 Äpfeln im Ofen bei 60 Grad 24 Stunden trocknen, anschließend in der Mühle zu Pulver malen. Alles anrichten und Schinkensud angießen.





Entenbrust, Schmorapfel und Pfifferlinge

Zutaten für 4 Personen 3 Entenbrüste à 180g, 3 Braeburn-Äpfel, 25g Sesamöl, 25g Traubenkernöl, 95g Zucker, 60g Salz, 20g Pökelsalz, Puderzucker, 50g geriebenen Ingwer, 100g Ingwer, 500g Milch, 10g frischer Knoblauch, 10g rote Chili, 200ml Apfelsaft, 100ml Apfelessig, 2g Xanthan, 2 Lorbeerblätter, 4 Stück Langer Pfeffer, 4 Wacholderbeeren, 200g Pfifferlinge, 200g Walnüsse, 200g Macadamianüsse

Zubereitung Entenbrust: Fettschicht von 2 Entenbrüsten einritzen, mit Fett anbraten, bei 120 Grad 12 Minuten garen und ruhen lassen. Vor dem Servieren nochmals auf der Fettschicht kurz kross braten, mit Salz und Pfeffer würzen und in Streifen schneiden. Jus auffangen. Gebeizte Ente: Geriebenen Ingwer mit frischem Knoblauch und Chili im Mörser zerreiben. Eine rohe Entenbrust mit Sesamöl, Traubenkernöl, Salz und den Gewürzen einreiben und 24 Stunden beizen, danach abwaschen, vakuumieren, für 48 Stunden liegen lassen, einfrieren, dann in dünne Scheiben schneiden. Gepickelte Äpfel: Apfelsaft mit Apfelessig mischen und mit Xanthan binden. 8 kleine Apfelwürfel und 50g Ingwer mit der Flüssigkeit aufschlagen und kalt stellen. Schmoräpfel: Kerngehäuse von 2 Äpfeln entfernen, mit Langem Pfeffer, Lorbeer, Wacholder und 50g Ingwer füllen, mit Alufolie abdecken, bei 180 Grad 45 Minuten weich schmoren und 24 Stunden kalt stellen. Kleine Stücke ohne Schale herausbrechen, mit Puderzucker bestäuben und mit Brenner flambieren. Pfifferlinge: putzen und in Butter braten. Walnusscreme: Nüsse mit Milch aufkochen, mixen und durch ein feines Sieb streichen. Alles anrichten und Entenjus angießen.



Apfellandschaft

Zutaten für 4 Personen 50g schwarze Sesampaste, 20g Sesampaste, 95g Zucker, 15ml Milch, 11g Salz, 2g Sesamöl, 30g Orangensaft, 4 Blatt Gelatine, 70g Schlagsahne, 100g Erdbeerpüree, 20g Zitronensaft, 50g Erdbeersaft, 150g Apfelsaft, 10g vegetarische Gelatine, 90g Mehl, 35g Butter, 15g gerösteter schwarzer Sesam, 100g Eiweiß, 30g Dillöl

Zubereitung Sesamcreme: 50g schwarze Sesampaste mit 5g Zucker, Milch, 1g Salz und Sesamöl fein mixen. Joghurtcreme: 1,5 Blatt Gelatine einweichen, quellen lassen und in 10g Orangensaft auflösen, Joghurt mit 15g Zucker und aufgelöster Gelatine glatt rühren. Anziehen lassen, 30g Schlagsahne unterheben. Alles in Apfelformen füllen, Tupfer Sesamcreme in die Mitte spritzen, einfrieren. Erdbeerceme: 2 Blatt Gelatine einweichen, quellen lassen und in Orangen- und Zitronensaft auflösen, Erdbeerpüree mit 20g Zucker und aufgelöster Gelatine glatt rühren. Anziehen lassen, Schlagsahne unterheben. Wie Joghurtcreme in Formen füllen, Tupfer Sesamcreme in die Mitte spritzen, einfrieren. Apfelgelee: 20g Zucker mit Erdbeersaft, Apfelsaft und vegetarischer Gelatine aufkochen, auf 80 Grad kühlen und die eingefrorenen Cremeäpfel mit Gelee überziehen. Sesam-Crumble: 40g Mehl mit Butter, Sesampaste, Zucker und geröstetem Sesam verkneten, ausrollen und bei 180 Grad 7 Minuten backen. Dill-Biskuit: Eiweiß, Mehl, Dillöl, restliches Salz und Zucker mit Schneebesen aufschlagen, 5cm hoch in Becher gießen, bei 600 Watt 1 Minute 20 Sekunden in der Mikrowelle backen. Alles zusammen anrichten.

[Handwritten scribbles in blue ink at the top of the page]



VICTORY

Blocco per Note

*720 52
27170*

251

[Handwritten scribbles in blue ink]

NA

[Large blue ink scribbles and a rectangular frame-like structure]

10 1

Serie 13 / 607

LIEBE AUF DEN ERSTEN BLOCK

Als sich Achim und Pina im Sommer 1959 in Italien kennenlernen, wissen sie, dass es für immer ist. Er spricht kein Wort Italienisch. Sie kann kein Deutsch. Eine Liebesgeschichte auf 20 Zetteln

TEXT & FOTOS: **Julia Viegner**

Es ist der 8. Juni 1959. In Cesenatico, einer kleinen italienischen Hafenstadt in der Nähe von Rimini, dämert es bereits. Ein junger Mann betritt das Hotel Diana. Es ist noch ein Zimmer frei. Der 22-Jährige nimmt sein Gepäck und macht sich auf den Weg in die erste Etage. Auf der Treppe dreht er sich noch einmal um. Da fällt ihm eine Frau auf. Sie steht an der Rezeption und telefoniert. Elegante Kleidung, toupierte Haare, große dunkle Augen. Als sich ihre Blicke treffen, ahnt er nicht, dass er mit ihr einmal Kinder und Enkelkinder haben wird.

57 Jahre nach ihrer ersten Begegnung sitzen Pina und Achim Rosemeyer in ihrem Wohnzimmer. Sie haben Besuch von ihren Enkelinnen Elena und Nicoletta, 23 und 17 Jahre alt. Ungezählte Bücher und Fotos erinnern an Rei-

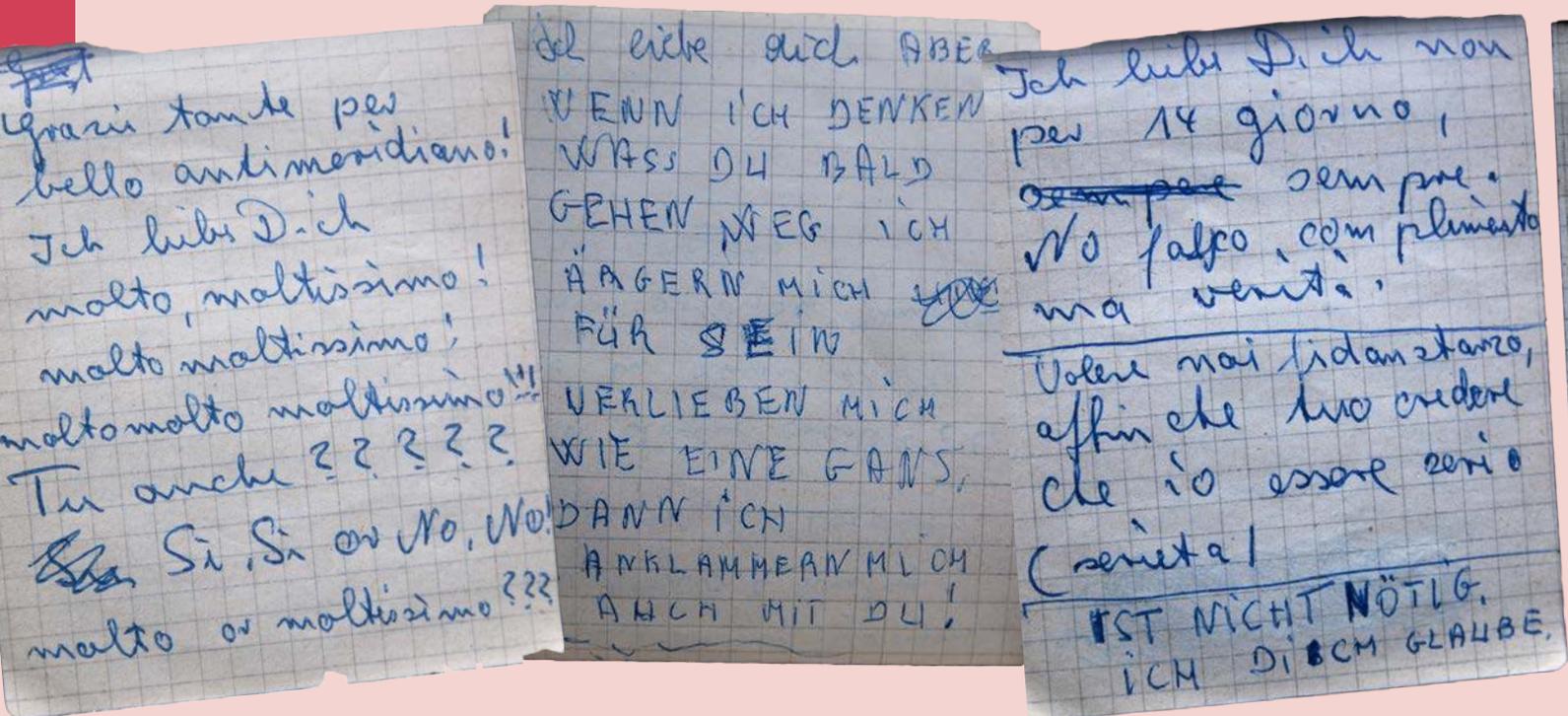


sen und die ersten Jahre ihrer beiden Kinder. Durch die großen Fenster können sie die vielen Blumen, rot, orange, rosa und violett, in ihrem Garten sehen. Achim Rosemeyer schenkt seiner Frau ein Glas Weißwein ein. Pina Rosemeyer nimmt einen kleinen Block vom Glastisch und blättert in den dünnen, vergilbten Seiten. Sie dokumentieren den Anfang ihrer Liebe.

„Ich liebe Dich non per 14 giorno, sempre sempre. No faccio complimento ma verità. Ist nicht nötig, ich dich glaube“

Eigentlich wollte Achim nicht nach Italien fahren, sondern nach Schweden. In seiner Heimatstadt Lingen im Emsland tauscht er einige Tage vorher Mark in Kronen. Als er die Bank verlässt, trifft er einen Bekannten und erzählt ihm von seinen Reiseplänen. Der arbeitet bei der Lingener Tagespost und hat schon viele Länder gesehen. „Schweden ist ein schönes Land“, sagt er. „Aber hast du viel Geld? Schweden ist teuer.“ Er schlägt Achim Italien vor. Günstig und schön sei es dort, vor allem in Cesenatico. Achim geht zurück in das Bankgebäude und tauscht Kronen gegen Lire. „Die haben mich angeschaut, als ob ich nicht alle Tassen im Schrank hätte“, sagt er später. „Aber der Tipp hat sich gut angefühlt.“

Venedig – Cesenatico – Rom – Paris. Das ist sein Plan. In Venedig bleibt er nicht einmal über Nacht – zu heiß, zu viel Gestank. Nach Rom und Paris wird er in diesem Sommer nicht mehr reisen. Es waren Zufälle, die Achim Rosemeyer zu seiner großen Liebe führten. Der Bekannte empfahl ihm das Hotel Milano in Cesenatico. Dort angekommen, ▶



ist Achim mit der Unterkunft nicht zufrieden. Ein Hotel weiter sind alle Zimmer ausgebucht. Der Rezeptionist bringt ihn in das Hotel Diana. Dort trinke er selbst jeden Morgen seinen Espresso.

„lo molto non capire in Italia. Mir missfallen aber nicht können empören Gewohnheit italiana. Auch wenn missfallen“

Pina Vincenzi ist 21 und an diesem Abend zufällig im Hotel ihrer Eltern. Sie will sich in der Nachbarstadt neue Kleider anfertigen lassen. Im Foyer des Hotels telefoniert sie gerade mit der Schneiderin, als ihr der schelmische Blick und die blonden Locken des neuen Hotelgastes auffallen. Sie rennt in die Küche, wo ihre Tante gerade das Abendessen vorbereitet: „Da ist ein ganz süßer Deutscher angekommen! Un tedesco bellino! Wow!“

Für beide steht fest, dass sie sich kennenlernen wollen. Aber Pina und Achim können sich nicht einfach unterhalten, von ihrem Leben erzählen, einander Komplimente machen. Achim spricht Deutsch und Englisch, Pina Italienisch und Französisch. Die Hürde vom Blick zum Gespräch scheint unüberwindbar.

Beim Abendessen trifft Achim eine Lehrerin aus Berlin, die ein wenig Italienisch spricht. Um der schönen Pina näherzukommen, bittet er seine neue Bekanntschaft zu übersetzen. Noch am selben Abend verabreden sich die drei. Die Deutsche ist für Pina und Achim mehr als eine Übersetzerin. Nur ihretwegen dürfen sie sich treffen. Denn ihre Familie möchte nicht, dass Pina alleine mit dem jungen Mann unterwegs ist. „Anstandswauwau“ nennt

Achim Rosemeyer ihre Begleitung heute. Gemeinsam fahren die drei an den Strand oder mit dem Cabrio nach Ravenna und San Marino.

An ihrem ersten gemeinsamen Tag haben Pina und Achim eine Idee. In einem Tabacchi-Laden in Cesenatico kauft Achim zwei Notizblöcke und zwei Wörterbücher. Deutsch – Italienisch, Italienisch – Deutsch. „Victory – Blocco per Note“ steht in Blockbuchstaben und Schnörkelschrift auf dem Deckblatt. Mit Stift und Zetteln wollen sie die Sprachprobleme besiegen. Tage später wird Achim seinen Eltern eine Postkarte schreiben: „Das Hotel ist gut. Das Essen sehr gut. Die Tochter noch besser. Ich bin glücklich.“

Fünf Tage nach ihrer ersten Begegnung küssen sich Achim und Pina zum ersten Mal. Das Datum, der 13. Juni 1959, ist in ihrem Ehering verewigt. Spätestens seit ihrem ersten Kuss wissen beide, dass sie ihr Leben gemeinsam verbringen wollen. „Das war die glücklichste Zeit unseres Lebens. Weil wir uns nicht verstanden und kaum gestritten haben“, sagt Achim Rosemeyer heute und lacht seine Frau an. „Wir haben uns nur geküsst und geknutsch“, erinnert sie sich und kichert. Damals brauchen Pina und Achim ihre Übersetzerin nicht mehr. Ihre Gefühle gestehen sie sich auf Zetteln.

„Ich nicht kommen spazieren ‚Auto‘ warum für eine Mädchen ‚italiana‘ ist nicht gut bleiben immer mit ein Junge. Aber ich habe Vergnügen bleiben mit du ‚Capito‘?“

Pinas zwei Tanten, zwei Onkel, Oma und Opa im Hotel erkennen schnell, dass sie viel Zeit mit dem jungen Mann

ICH NICHT KOMMEN
 SPAZIEREN "ALTO",
 WARUM FÜR
 EINE MÄDCHEN
 "ITALIANA", IST
 NICHT GUT
 BLEIBEN IMMER
 MIT EIN JUNGE.
 ABER ICH HABE
 VERGNÜGEN BLEIBEN
 MIT DI. CAPITO!

Io ho operato quando
 me voglio e gentoni!
 Sì, sì, sì, tu credere
 Tu dove credere che
 io tu amare molto
 non solo per Junio 1950
 per sempre!

~~HABE~~ ~~MACHEN~~
~~DI WENIG ZEIT~~
~~DU BEREITEN~~
~~UND HASSEN MICH.~~
 NACHT LANG NACHT
 OHNE DICH,
~~DICH~~ ICH 'VERRÜCKT'
 WERDENE OHNE
 DICH,

aus Deutschland verbringt. Ohne ihren jüngeren Bruder oder einen anderen Begleiter dürfen sie nicht einmal ein Eis essen gehen. Sie können sich damit arrangieren. Bis Pina nach Hause fahren muss.

Achim kennt ihre Adresse nicht. Er sucht sie, fährt in ihr Dorf nach Sala und fragt jeden, den er sieht: „Pina? Pina?“ Aber in Pinas Dorf wohnen mindestens zwölf Frauen mit diesem Namen. Er findet sie nicht. Deshalb fährt Achim zurück zum Hotel und bittet Pinas Großvater um Hilfe. „Der hat mich nur gefragt: ‚Katholisch? Gut, dann helfe ich dir.‘“ Pinas Nonno bringt Achim nach Sala. Während ihre Mutter distanziert auf den Besuch des Deutschen reagiert, verstehen sich Achim und Pinas Vater auf Anhieb. Sie teilen eine Gemeinsamkeit: Er ist erfolgreicher Schütze im Preisschießen, Achims Vater ist Jäger.

„Grazie tante per bello antimerdiano! Ich liebe Dich molto, moltissimo! Molto moltissimo! Molto molto moltissimo!!! Tu anche????? Sì, Sì or No, No! Molto or moltissimo???”

Nach einigen Tagen darf Pina wieder zurück ins Hotel Diana zu Achim. „Aber nur sitzen“, erzählt sie. „Immer vor der Bar, nebeneinander und fertig.“ Sie gehen nicht tanzen, sie gehen in kein Restaurant. Mithilfe der Wörterbücher tauschen sie sich in dem Block über ihr Leben und ihre Gefühle aus. Am Strand mit Bleistift, an der Bar mit Kugelschreiber. In Infinitiven und Substantiven gestehen sie sich ihre Liebe und planen eine gemeinsame Zukunft.

Als Achim zurück nach Deutschland fährt, weint Pina eine Woche lang. Sie isst nicht, verlässt kaum ihr Zimmer. „Ich

dachte, ich sehe ihn nie wieder. Es erschien mir alles so unwahrscheinlich“, erinnert sie sich. Zwar steht für beide längst fest, dass sie heiraten wollen. Trotzdem zweifelt sie. Dann kommen endlich die ersten Briefe. Achim schickt ihr drei auf einmal. Auf Deutsch. Für die Übersetzung von Achims Briefen ins Italienische und ihren eigenen Briefen ins Deutsche gibt Pina ihr gesamtes Taschengeld aus. Und das ihres Bruders. Am achten jeden Monats sendet ihr Achim rote Rosen nach Italien. Dem Tag, an dem sie sich zum ersten Mal gesehen haben.

In Deutschland kauft sich Achim Schallplatten mit italienischen Liedern und Textbüchern. Ein Bekannter, der als Soldat in Italien stationiert war, hilft ihm mit der Grammatik. Vor seiner Reise verband Achim mit Italien nur die Filme mit Anna Magnani. „Alles in Schwarz, alles in Trauer. Ich dachte, so sehen die Italienerinnen alle aus“, erinnert er sich. Im August können Achim und Pina zum ersten Mal telefonieren. In ihrem Dorf gibt es nur ein Telefon. „Wir haben nur geweint“, erzählt Pina. Er sagt: „Ich liebe dich.“ Sie: „Ti voglio bene“, „Ich liebe dich“, „Ti voglio bene“. Der Anruf ist teuer. Er wird der einzige in diesem Jahr bleiben.

„Nach lang nacht ohne dich, ich verrückt werdene ohne dich (...).“

Neben Achim und Pina Rosemeyer, auf den großen Ledersofas, sitzen die Cousinen Elena und Nicoletta und folgen aufmerksam den Erzählungen. Auch sie waren schon oft in Cesenatico, konnten den Ort der ersten Begegnung aber nie sehen. Das Hotel Diana wurde 1990 geschlossen. Heute beherbergt die Eingangshalle eine Bücherei. Die ▶

ACHIM WARUM IST DU
 CESEMATICO GEGANGEN?
 WARUM PENSIONE DIAMA?
 WARUM WIR SIND
 GEKANNT? JEZT ICH
 IMMER TRAU RIG WERDE
 SEIN!! IN DER TAG
 MEIN LIND DEIN TRAU
 NICHT MÖGLICH IST:
 1) VIELLEICHT NICHTS
 LIEBE IST. ABER FLANKE
 VORÜBERGEHEND
 2) IST MÖGLICH WAS DEINE
 MEINE MUTTER
 NICHTS ZU FRIEDEN
 SIE SEIEN

3) WIR SIND VIEL
 LUNG UND WIR SIND
 ZU FERN
 ICH DIR TELEPHO-
 NIEREN ALLES
 TAG, STUNDE 13
 DU MIR ALLES
 ABEND STUNDE
 20

Ich liebe Dich sempre
 1. no
 2. mio Mutter, si si
 3. si, pero no in 1 or 2 anno.
 si sempre: Ich liebe Dich sempre!
 MEIN MUTTER JEZT HAT
 TELEPHONIEREN:
 MEINTE ABEND ICH
 GEMEN HALS,

beiden möchten wissen, wie die Eltern von Nonno und Nonna auf die Pläne des jungen Paares reagiert haben.

„Damals hatte man einen anderen Blick auf Italien“, sagt Rosemeyer. „Reiseberichte gab es nur von Goethe.“ Achims Vater ist gegen die Pläne seines Sohnes, seine Mutter verliert ihre Zweifel erst, als sie Pina kennenlernt. Auch Pinas Eltern sorgen sich um ihre Tochter. Deshalb schreiben sie dem Priester in Lingen einen Brief und erkundigen sich nach Achim und seiner Familie. „Der hat nicht gewusst, dass ich bescheuert bin“, lacht Rosemeyer. „Aber der meinte, du wärst katholisch!“, erinnert sich seine Frau. „Gute Familie, guter Junge“, hat er geantwortet.“

Pinas Mamma hatte sich eigentlich Paolo aus Bologna oder Julien aus England an der Seite ihrer Tochter gewünscht. Paolos wohlhabende Familie war oft zu Gast im Hotel. Sie besaßen zwei Firmen – eine für Parmigiano-Käse und eine für Motorräder. Aber Pina wollte ihn nicht. Hätte sie Achim nicht kennengelernt, wäre sie vielleicht eine Lady geworden. Julien war adelig und sofort in Pina verliebt. Aber sie erwiderte die Gefühle ihrer Verehrer nicht. Achim hatte vor Pina zwar einige Frauen kennengelernt, eine Ehe konnte er sich aber mit keiner von ihnen vorstellen. Erst bei ihrer Begegnung sind sich Pina und Achim sicher. „Das Gefühl kann man nicht beschreiben“, sagt Achim Rosemeyer. „Nicht nur einer, sondern wir beide wussten nach ein paar Tagen: Wir heiraten!“

Im Oktober will Pina nach Deutschland fahren, um Achim wiederzusehen und seine Familie kennenzulernen. Weil sie ihn nicht alleine besuchen darf, fragt sie eine Freundin, die in Basel wohnt: „Lucia! Wenn ich alles zahle, bringst du

mich dann nach Deutschland?“ Lucia ist einverstanden, doch die Reise ist kompliziert. In der Schweiz erfährt Pina, dass sie ein besonderes Visum für Deutschland braucht. Nach zwei oder drei Tagen öffnet das Konsulat. „Erst als die irgendwann ausgeschlafen waren, konnte ich es beantragen“, erzählt sie. Lucias Schwiegertochter organisiert die Zugtickets und vereinbart mit Achim einen Treffpunkt. Am Dortmunder Bahnhof wartet er auf die beiden Frauen, aber Pina und Lucia kommen nur bis Duisburg. Mühsam – ohne Sprachkenntnisse, ohne Orientierung – suchen sie eine Verbindung nach Lingen und finden Achim endlich.

„Ich liebe dich, aber wenn ich denken, was dass du bald gehen weg, ich ärgern mich für sein verlieben mich wie eine Gans. Dann ich anklammern mich auch mit du!“

In Italien hat Pina jeden Tag genossen. Lange schlafen, nachmittags an den Strand, Cappuccino und Bomboloni in der Sonne. Abends machte sie sich schick und ging mit Freunden aus. In Lingen gewöhnt sie sich um. An einem Morgen wäscht sie ihre Kleidung. Stolz hängt sie ihre feinen Unterhöschen an die Leine – mit Rüschen und Chiffon, in allen Farben: apfelgrün, rosa, azurblau. „Als meine Schwiegermutter das gesehen hat, ist sie ganz hektisch geworden“, erinnert sie sich. „Sie hatte Angst, dass ich ihren Jungen verführe.“ Achims Mutter geht mit Pina einkaufen. „Liebestöter aus Wolle“, sagt sie lachend, „gelb und bis zu den Knien.“

Die schöne Italienerin fällt im bäuerlichen Emsland auf. In Lingen wohnen zu dieser Zeit kaum Ausländer, andere Kulturen sind den Menschen fremd. „Ich war geschminkt ▶



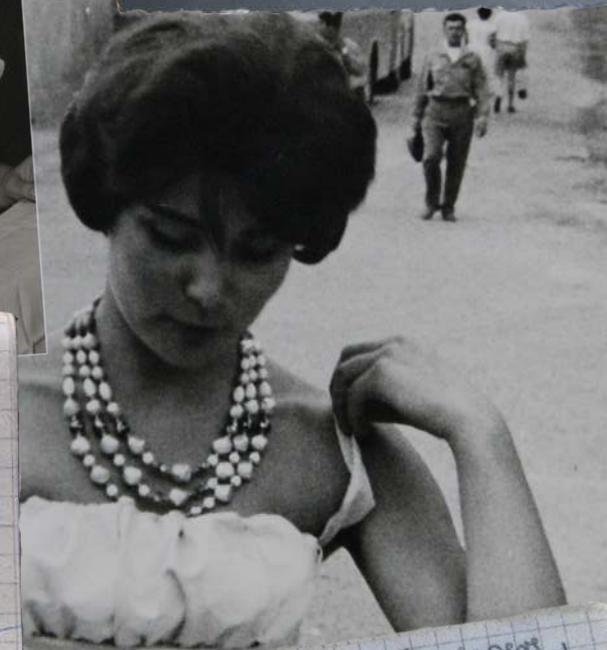
gibt es auch
FÜR MICH

Rinocerimento fare io, e
non conversare sapere.

Pina!
Io sich hallogrissi ogni volta
quando io ~~tu~~ vedere
io ~~tu~~ volere molto ~~volere~~
con duo ~~certamente~~ solamente
quando ~~tu~~ anche volere
e tuo non difficoltà per
mio avere.
Io volere tuo molto volere
tuo e sapere qualche cosa
simpatia da tuo.



io tu amare molto
non solo per giugno 1959
per sempre



ABER NICHT
BEWILLIGEN
DANN ICH NICHT
KOMMEN. ICH
BEDAUEN DU
NICHT SCHLAFEN.

GESTERN NACHT ICH
BIN NICHT GEDORFT

CAMERA, WARUM AUCH
ICH WÜNSCHEN UND
HABEN SICHERHEIT
UND VERTRAUEN
DEINER GEHEN
"CAMERA" DES JUNGEN
NACHT NICHT IST
GUT. ICH HABE
AUCH GEDENKT (DENKEN)
WAS WENN MEINE
MUTTER WISSEN
VIELLEICHT VERSTEHEN



Qui io vuole essere,
Qui io no parlare
italiano e no sapere
tuo che io sapere
volere.
Io volere ~~con~~ non
con te ~~con~~ INSIEME
volere e io
sapere se tuo
volere.



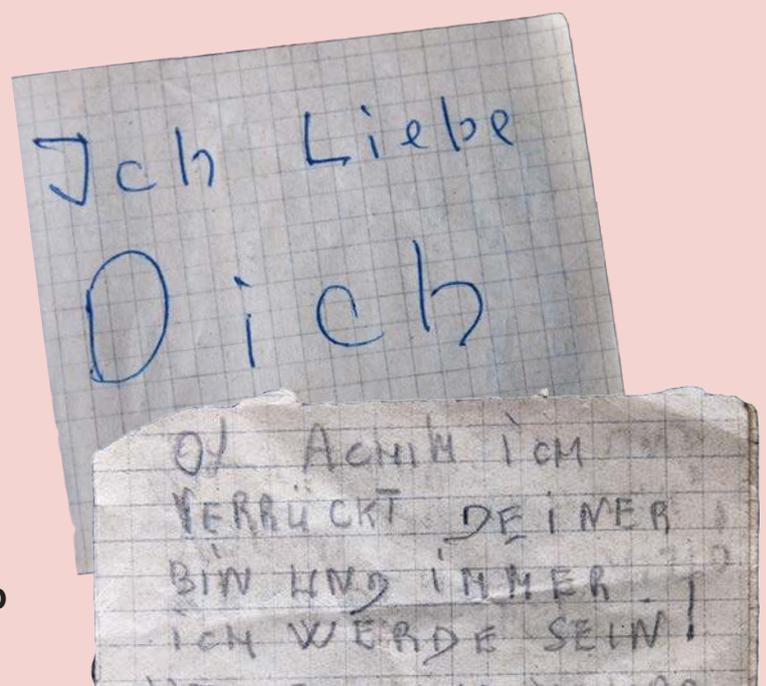
Ihr Garten ist ihr ganzer Stolz: Pina und Achim Rosemeyer bauen eigenes Obst und Gemüse an. Aus ihren Zitronen kocht sie Cremoncello nach einem Geheimrezept.

und toupiert, elegant, hatte tolle Kleider – die standen alle hinter den Fenstern.“ Manchmal, wenn die Leute blöd gucken, streckt Pina ihnen die Zunge heraus. Auch Achims Freunde wollen ihm ins Gewissen reden: „Das ist ein Modepüppchen! Das geht nie gut, lass die Finger davon!“

„Du musst tanzen mit alles die mädchen mehr hässlich und unsympathisch andernfalls ich bin ‚gelosa‘!!!!!!!!!!“

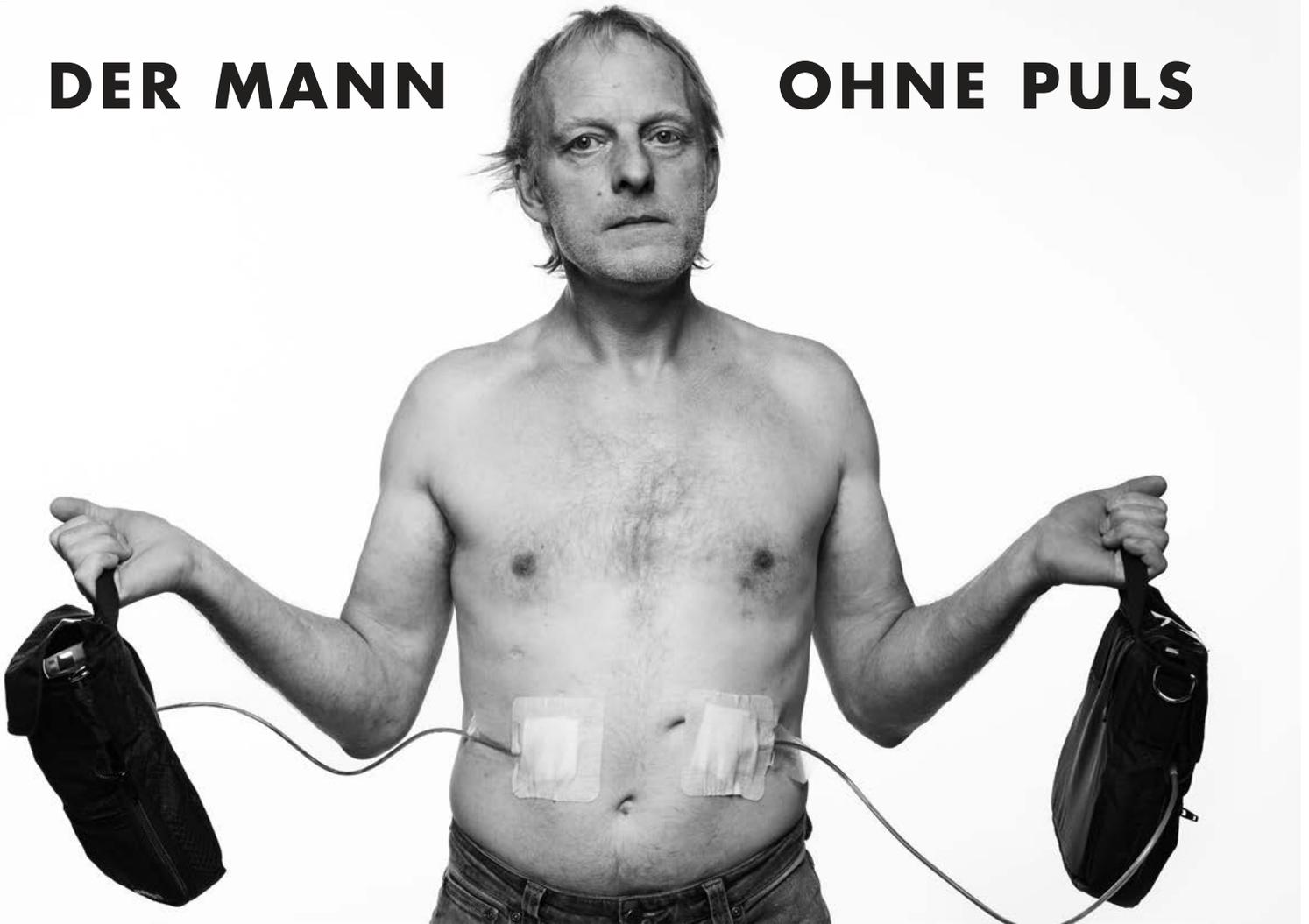
Pina hat ihre Entscheidung nie bereut, mit Achim nach Lingen zu gehen. „Ich war so verliebt, ich wäre mit ihm nach Alaska gegangen“, sagt sie. Pina zieht nach Deutschland und lernt die Sprache. Sie liest Zeitung, schaut fern, lädt Achims Freunde ein. Wenn ihre Mutter fragt, ob sie Italien vermisst, antwortet Pina: „Ich vermisst nur meine süße Kasse.“ Im Hotel konnte sie sich nehmen, was sie wollte. In Deutschland muss sie mit Achim die erste Wohnung bezahlen und mit dem Haushaltsgeld zurechtkommen. Trotzdem ist sie glücklich. Am 19. Juni 1961 heiraten sie in einer alten Villa in Pinas Heimatort Sala, wenige Kilometer von Cesenatico entfernt.

In diesem Jahr feiern Achim und Pina Rosemeyer ihre Juwelhochzeit. Ein kleines Fest im Garten des Ehepaars ist geplant, mit Spanferkel und Bier. Er lacht: „So kann aus einem verkorksten Schweden-Urlaub...“, und sie ergänzt, „...dein Lottogewinn werden“. Pina Rosemeyer legt den Block wieder auf den Wohnzimmertisch. Auf dem losen ersten Zettel steht mit Bleistift: „Oh Achim, ich verrückt deiner bin und immer ich werde sein!“



DER MANN

OHNE PULS



Die Taschen sind Manfred Krauses Lebensversicherung.

Wenn im Märchen jemand sein Herz eintauscht, wird er gefühllos und kann sich an nichts mehr erfreuen. Manfred Krause rettete ein Kunstherz das Leben. Er ist glücklich und genießt jeden Tag

TEXT: Ali Vahid Roodsari FOTO: Erol Gurian

Manfred Krauses Leben hängt an zwei schwarzen Taschen. Er trägt sie an den Hüften. Verliert er sie, muss er sterben.

Die Taschen wiegen zusammen 3,6 Kilo und enthalten vier Batterien sowie zwei Steuereinheiten. Die Geräte unterstützen sein Herz. Seit 2014 arbeitet es nicht mehr richtig. „Ich ging wegen Atemproblemen zum Arzt“, erzählt er. „Es stellte sich heraus: Mein Herz ist zu groß.“ Die genaue Ursache kennt Krause nicht. Er weiß nur, dass es zu schwach ist: Das Organ kann seinen Körper nicht mehr ausreichend mit Blut versorgen. Medikamente, Reha und chirurgische Eingriffe halfen nicht. Krause musste sich entscheiden: ein künstliches Herz – oder der Tod.

Wenn Krause in der Früh aufsteht, zieht er zuerst das Netzkabel aus der Steuereinheit. Dann befestigt er die schwar-

zen Taschen an seinen Hüften und blickt auf die Bilder im Regal gegenüber: Eins zeigt ihn im jungen Alter, in Anzug, mit einem Lächeln im Gesicht. Neben ihm eine Frau in einem weißen Kleid: Iryna. Krause hat die Russin 2001 in München kennengelernt. Dort studierte sie Deutsch. Die beiden heirateten noch im selben Jahr.

Am 3. September 2014 lag Krause auf dem OP-Tisch. Er war 49 Jahre alt. Das Risiko, bei dem Eingriff zu sterben, war hoch. Krause war pragmatisch: „Ich wäre ja so oder so gestorben“, sagt er, „durch die Operation bekam ich eine zweite Chance“.

Das Bild neben Krauses Hochzeitsfoto zeigt ihn und seine Frau auf einer Parkbank. Krause ist stark abgemagert. Auf dem Boden steht eine Bierflasche. Er lächelt. „Das Bier war das erste nach der OP, was ich schmecken konnte. Es

war wunderbar.“ Die Operation dauerte viereinhalb Stunden. Krause erwachte mit einem Stechen in der Brust und ohne Puls. An sein Herz haben die Ärzte zwei Pumpen angeschlossen: eines an die rechte Kammer, das andere an die linke. Zwei Kabel hängen aus seinem Bauch heraus, sie führen zu den schwarzen Taschen. Die Pumpen arbeiten wie Turbinen. Sie treiben das Blut unablässig durch seinen Körper. Deswegen kann Krause bei sich keinen Puls mehr fühlen. Ein leises Summen in seiner Brust sagt ihm, dass die Maschine noch arbeitet, dass er noch am Leben ist. „Es war für mich eine Wiedergeburt.“

Im Notfall versorgt das Auto sein Herz mit Strom

Heute trägt Krause tagsüber immer die Taschen bei sich. Wenn er das Haus verlässt, nimmt er noch einen Rucksack mit. Darin hat er vier weitere Batterien und zwei Steuereinheiten – für den Notfall. Jede Batterie hält rund sieben Stunden. Sein Auto hat er umbauen lassen, sodass er bei einem Stromausfall eine Energiequelle hat. In seinem letzten Urlaub in Kroatien hatte er seinen Dreifachstecker vergessen. „Wir waren auf einem Campingplatz“, erzählt er. „Zum Glück konnte ich da einen leihen.“

Seine Ausstattung beschert Krause auf der Straße manchmal komische Blicke. Zum Beispiel während eines Weihnachtsfests in der Münchner Innenstadt. Krause kramte in seinem Rucksack nach Batterien. Die ganze Zeit über beobachtete ihn dabei ein alter Mann. Eine Frau zog ihn schließlich weg. „Sie sagte: Komm schon, der tut nichts“, erzählt Krause. „Er dachte wohl, ich bin ein Terrorist.“

Die Fotos stehen in einem Regal, das Krause selbst gebaut hat. Seit 30 Jahren ist er gelernter Handwerker, seine Ausbildung zum Schreiner schloss er aber erst spät ab. Der Grund: eine schwere Kindheit, über die er nicht viel verraten will. Mit 13 ging er freiwillig in ein Kinderheim, mit 16 war er ein halbes Jahr in der Psychiatrie. Als er volljährig wurde, zog er vom Ruhrgebiet nach München. Dort lebte Krause eine Zeit lang auf der Straße. Eine Wohnung konnte er sich erst leisten, als er eine Lehrstelle in einer Schreinerei bekam. Später arbeitete Krause in einem Parkettvertrieb. Sein Chef dort verlangte ihm viel ab. „Wir mussten ständig verfügbar sein“, sagt Krause heute. „Auch am Abend und am Wochenende.“ Er kündigte und gründete später seine eigene Firma als Parkettverleger.

Trotz seiner Behinderung versucht Krause noch zu arbeiten. Dennoch ist er auf das Geld vom Sozialamt und seiner Frau angewiesen. Die Uniklinik Großhadern präsentiert Krause aber als positives Beispiel: Eine Kardiologin hat Fotos von ihm, wie er Parkett verlegt. „Sie möchte ihren

Studenten zeigen, dass auch Herzranke arbeiten können“, sagt Krause. Er besucht auch andere Patienten, um ihnen von seinem Leben mit Kunstherz zu erzählen. Er macht das aus Überzeugung, denn dank der Technik ist er am Leben: „Ich habe so viel Lebensmut und will ihn mit anderen teilen. Viele Patienten haben Angst. Ich möchte sie ihnen nehmen.“

Krauses Einstellung schützt ihn nicht vor Einschränkungen. Sicherheitsschranken sind tabu. Und generell alles, was mit Magneten zu tun hat. Sie können die Steuereinheit beschädigen. Auch zu Fernsehern, Computern oder Handys muss er einen halben Meter Abstand halten: „Ich habe mal mein Handy in meine Brusttasche gesteckt“, sagt er. „Danach war die Batterie kaputt.“

Krause lebt seit zwei Jahren mit seinem Kunstherzen. Die rechte Herzkammer hat sich erholt, die Pumpe könnte entfernt werden – theoretisch. Doch Krause verzichtet auf die riskante Operation. Auch ein neues Herz will er nicht haben. Zum einen möchte er keinem Jüngeren die Chance nehmen zu leben. Zum anderen wäre er dann abhängig von Immunsuppressiva. Das sind Medikamente, die das Immunsystem unterdrücken, damit es das neue Herz nicht abstößt. „Meine Frau arbeitet viel mit Kranken“, sagt er. „Ich könnte sie dann nicht mehr umarmen, ohne mich anzustecken.“

„Meine Motivation ist: fünf bis sechs Jahre leben“

Ganz ohne Gefahren lebt Krause trotzdem nicht. Wo das Kabel in den Körper eintritt, besteht erhöhte Infektionsgefahr. Zudem muss er regelmäßig Marcumar nehmen, ein Medikament, das die Blutgerinnung hemmt. Es verhindert, dass sich Gerinnsel am Herzen oder im Gehirn bilden und vermindert so sein Risiko für Thrombosen und Embolien. Seinen Gerinnungswert muss Krause regelmäßig messen. Zwischen 2,5 und 3,5 ist er ideal. Auch wenn er dreimal so hoch ist wie bei einem gesunden Menschen.

Wie lange er mit seiner Pumpe noch am Leben bleibt, weiß Krause nicht. In seinem Körper arbeitet die dritte Generation von Kunstherzen. Die Technologie ist noch neu und die Lebenserwartung nicht abzuschätzen. Wenn die nächste Generation auf den Markt kommt, hat Krause die Möglichkeit auf ein Upgrade: „Meine Motivation ist: fünf bis sechs Jahre leben“, sagt er. „Bis dahin gibt es eine neue Technologie.“

Trotz allem bleibt Krause Optimist: „Ich liebe mein Leben, bin seit 15 Jahren glücklich verheiratet“, sagt er. „Das alles aufgeben wegen einer negativen Einstellung? Nein!“ ■

DAS SUPER-MÄRCHEN

Keine Zeit zum Lesen gehabt? Hier alle Geschichten in einer

TEXT: **Nadine Cibu**

Es war einmal eine tunesische Prinzessin, die Leichtathletik liebte. Eines Tages wurde sie Zweite beim 3000-Meter-Hindernislauf. Da entdeckte sie einen deutschen Prinzen auf der Tribüne. Sein schelmisches Grinsen und die blonden Locken stachen ihr sofort ins Auge. „Da ist ein ganz süßer Deutscher angekommen! Wow!“, dachte sie sich. Auch um ihn war es geschehen, als sich ihre Blicke zum ersten Mal trafen. Der Prinz sprang auf, rannte zu ihr. Als er seiner Prinzessin gegenüberstand, sagte er: nichts. Der Prinz war sehr schüchtern. „Habe ich nicht kürzlich Werbung von einem Flirt-Coach erhalten?“, schoss es ihm durch den Kopf. Mit seinem letzten Geld bezahlte er das Basisprogramm, für 690 Dukaten. Durch das Training verstand er, dass er seine Angebetete jeden Tag aufs Neue von seinem überlegenen Status überzeugen musste.

So betörte der Prinz seine Prinzessin. Die beiden wollten heiraten, doch nicht in Tunesien bleiben. Ein Makler hörte vom Traum des jungen Paares und schmiedete einen listigen Plan: die zwei nach Ungarn locken, ihnen eines seiner Schlösschen verkaufen. Der Makler umgarnte sie mit seinem speziellen Lächeln, wissend, siegessicher, ein wenig kokett. Die frisch Verlobten wussten nicht, dass das Dorf am Balaton anders war. Dass dort der Mann ohne Puls lebte und die Frau, die nicht stillstehen konnte.

Sie zogen in das Schlösschen mit der selbstgezimmerter Veranda und planten ihre Hochzeit. Pink sollte die Dekoration sein, die Prinzessin war schließlich eine Frau! Für den Prinzen durfte es nur Grillfleisch geben. Alles wurde so arrangiert, dass es den Geschlechterklischees entsprach. Am Abend vor der Hochzeit lag die Tunesierin im Garten, malte Comics und versuchte, die Einsamkeit in ihrer neuen Heimat zu überwinden. Manchmal spähte sie zu ih-

rem Nachbarn hinüber. Der stand in Filzsocken auf dem feuchten Holz seiner Terrasse und wirbelte ein brennendes Streichholz durch die Luft. Die Prinzessin stutzte. Sie wusste nicht, dass ihr neuer Nachbar Feuer erregend fand.

Sie beließ es dabei, um noch einmal mit ihrem Vater, dem König, zu telefonieren. Seit sie ein kleines Mädchen war, erzählte er ihr von den Abenteuern ihres Ur-Ur-Großvaters. „Damals gaben sie ihm einen Plastikschlüssel“, sagte er, „den Türöffner zum Paradies der ukrainischen Wikinger. Und durch den Zauber eines afrikanischen Sangomas waren sie unverwundbar!“ Was davon Wahrheit und Lüge war, konnte der senile König nicht mehr unterscheiden.

Der Tag der Hochzeit war angebrochen. Zahlreiche Gäste fanden sich auf dem Hof des Paares ein. Auch des Prinzen alter Freund, ein prominenter Sportmanager, war ange-reist. Zur Hochzeit hatte er dem Paar ein Knusperhaus gebaut. Aber schon auf dem Weg dorthin angeknabbert. Der Prinz hatte ein anderes Problem. Seine royale Potenz war vor Nervosität flöten gegangen. Doch auf seinen Vater, den alten Quacksalber, war Verlass. Für die erste Nacht hatte er für seinen Sohn Nashornpulver eingeschmuggelt.

Endlich ertönte der Hochzeitsmarsch. Zu Orgelklängen rappete ein tätowierter Jüngling über mystische Symbole und märchenhafte Figuren. Gerade als sich das Paar küssen wollte, verdeckte ein Cumulonimbus die Sonne. „Dachte ich mir doch, dass das eine Gewitterzelle ist“, brummte einer der Gäste, den jeder den Hagelbaron nannte. „Meine Erfolgsquote beträgt bis zu 70 Prozent!“, rief er und schoss in die Luft. Ein warmer Regen tröpfelte auf das Paar. Die Prinzessin blickte ihrem Prinzen tief in die Augen und flüsterte: „Oh mein Prinz, ich verrückt deiner bin und immer ich werde sein!“

... und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Hat euch das 1001-Magazin gefallen?

Die 54 A der Deutschen Journalistenschule freut sich über Anregungen, Kritik und Feedback durch einen Klick auf's Symbol:

